Eine

Frühlingsfahrt nach Edinburg.

Von

Karl Elze.



Dessau, 1860.
Verlag der Aue'schen Buchhandlung.
(Moritz Fels.)





Eine

Frühlingsfahrt nach Edinburg.

Von

Karl Elze.



Dessau, 1860.
Verlag der Aue'schen Buchhandlung.
(Moritz Fels.)

Inhalt.

I.

Ueberfahrt, Ankunft in Edinburg und häusliche Einrichtung.

Es war am 2. April 1859 Abends als meine Droschke am Ende des Stubbenhuck, am Hamburger Hafen, anhielt. Ein Freund, der mir bis hierher das Geleit gegeben, brachte die verwirrte Mark- und Schilling-Rechnung mit der Droschke, dem Sperrbaum und der Jolle in Ordnung — traurig genug, daß man im eigenen Vaterlande solchen Beistandes bedarf — und schied mit den herzlichsten Wünschen für eine glückliche Reise. In dem bei Tage so lärmenden Mastenwalde war es still geworden, und der Fluß rauschte leise und dunkel zwischen den mächtigen Dreimastern hindurch, als wollte er sich von dem Sturm und der Arbeit des Tages ausruhen. Von den Thürmen der Stadt klang eben die zehnte Stunde herüber, als ich auf einer bequemen Treppe an Bord des Dunedin stieg und mich somit bereits auf englischem Grund und Boden befand. Bald nach Mitternacht lichteten wir den Anker und fuhren mit

der Flut hinaus. In halbem Schlafe hörte ich, wie wir an Cuxhafen vorbei kamen; die See war ruhig, und das Schiff schnitt stetig durch die Wellen. Allein der Wind, der den ganzen vorigen Tag heftig aus Südwest geweht hatte, wurde immer stärker und durch seinen Wechsel nach Nordwest und Nord unserer Fahrt immer hinderlicher, so daß wir in der That von Helgoland an bis zur schottischen Küste fortwährend gegen Wind und Wetter anzukämpfen hatten. Am ärgsten war das Unwetter und mit demselben meine Seekrankheit in der Gegend der Doggersbank kriegsgeschichtlichen Andenkens; gesehen habe ich die Stelle nicht, aber sie wird mir unvergeßlich bleiben. Am dritten Tage heiterte sich das Wetter auf; wir erblickten gegen Abend St. Abb's Head und fuhren in einiger Entfernung von der Küste in den Frith of Forth hinein, aus welchem uns die tiefblauen Wellen mit weißen Kämmen entgegenströmten. Schon konnten wir auf der nördlichen Küste die Umrisse eines Städtchens erkennen, während auf der südlichen die Hochöfen eines Eisenwerkes in die Dämmerung emporloderten. Wie ein gewaltiger Würfel stieg zu unserer Linken in duftigem Nebel der Bass Rock aus der Flut empor; bald darauf sahen wir den Leuchtthurm von Dysart auf der Küste von Fife und steuerten auf das sich drehende Licht der kleinen Insel Inchkeith los, bis wir endlich nach 11 Uhr Abends auf der Rhede von Leith den Anker fallen ließen. Ich legte mich nochmals in meine Koje zum Schlafe und als ich

gegen 7 Uhr Morgens aufstand war unser Dunedin bereits in Reihe und Glied in den Docks aufmarschirt, in denen sich schon das thätigste Leben zu regen begann. Hart neben uns lag ein anderer, mit Getreide beladener Dampfer derselben Gesellschaft, welcher dem unsrigen so ähnlich sah wie ein Ei dem andern und der wenige Stunden vor uns hereingekommen war. Er hatte von Stettin acht Tage gebraucht und in einem norwegischen Hafen Schutz suchen müssen. Eine Stunde später kam der Zollbeamte an Bord, der sich von seinen festländischen Kollegen durch den Mangel einer Uniform und der damit verbundenen Beamtenmanier vortheilhaft unterschied. Mit einem Reisegefährten fuhr ich dann nach dem Waverley Hotel in der Prinzenstraße, dem Denkmale Walter Scotts gerade gegenüber. Das mußte, so hoffte ich, der beste Landungsplatz im Reiche der schottischen Poesie und Romantik sein! Aber wie ward ich enttäuscht! Zwar sind in der vordersten Glasthür des Hauses die Bildnisse von Scott und Burns in ganzer Figur eingeschliffen, aber hinter dieser Thür wohnt die nüchternste Prosa. Das Waverley Hotel ist nämlich ein Mäßigkeits- oder richtiger Enthaltsamkeits-Hotel, eins von jenen in Schottland zahlreichen Gasthäusern, in denen kein Tropfen irgend eines geistigen Getränks verabreicht und genossen wird. Ist denn, dachte ich, das schottische Volk seit den Tagen Walter Scotts so tief in seiner Sittlichkeit gesunken, daß es, um sich vor der Völlerei zu retten, sich

dem entgegengesetzten Aeußersten in die Arme werfen muß? Oder aber, wenn diese Enthaltsamkeitshäuser nur der Ausfluß eines frömmelnden und scheinheiligen Puritanismus sind, wie darf sich dieser dann erkühnen, das berühmteste Dichtwerk jenes größten schottischen Dichters zum Aushängeschilde zu wählen, der in seiner harmonisch ausgebildeten Menschlichkeit auch für Lebensfreude und sinnlichen Genuß einen offenen und unverdorbenen Sinn besaß? 'Soll ich nicht meine Gemächlichkeit in meinem Wirthshause haben?' hat schon Shakespeare seinen Falstaff sagen lassen, und Walter Scott ist auch in dieser Gesinnung sein ächter und ebenbürtiger Landsmann. Genug, ich war auf das vollständigste und unangenehmste enttäuscht. Nachdem ich mit Mühe ein Schlafzimmer erhalten hatte —, denn das Haus ist fast stets überfüllt, — kleidete ich mich um und ging nach dem Speisesaal hinunter, um zu frühstücken. Hier saß es voller Herren und Damen, die dem Anscheine nach meist in Geschäften aus der Umgegend in die Stadt gekommen waren und denen die Enggeistigkeit und Engherzigkeit deutlich auf dem Gesichte zu lesen stand. Einer verrichtete ein langes Gebet unter dem Tische, ehe er seinen Thee nebst gebratenem Schinken verzehrte; ein anderer kam mit seiner jungen Frau, die einen schreienden Säugling an der Brust trug und den bekannten Schlitz in den englischen Frauenkleidern wol zum ersten, aber gewiß nicht zum letzten Male in Anwendung brachte. Ein alter schä-

diger Kellner in Hemdärmeln wartete auf, — eine Unanständigkeit, die hier keineswegs selten vorkömmt. Sonderbar! Wer hier beim Essen die Gabel in die rechte Hand nimmt oder gar das Messer zum Munde führt, wird für einen halben Barbaren gehalten; daß aber ein halbangekleideter Aufwärter sogar Damen bedient, fällt nicht weiter auf!

Der Beistand eines Freundes und ein glücklicher Zufall ließen mich gleich am ersten Tage eine Wohnung finden, welche meinen Wünschen in jeder Beziehung entspricht. Es giebt in Edinburg eine merkwürdig große Anzahl Häuser, deren Wirthe oder vielmehr Wirthinnen ein Geschäft daraus machen, Zimmer zu vermiethen, von der einfachsten Dachkammer bis zum elegantesten ersten Stock; ja mir wurde sogar ein Zimmer im Kellergeschoß angeboten. Während der Student für sein Stübchen wöchentlich vielleicht zwei Thaler zahlt, muß der vornehme Fremde für Wohn- und Schlafzimmer bis zu zwei Pfund ausgeben. In den bessern möblirten Wohnungen wird es nicht gern gesehen und öfters entschieden untersagt, daß man raucht, und ich habe mir diese Freiheit daher ausdrücklich ausbedungen. Ueberhaupt verbietet hier die gute Sitte das Tabakrauchen noch viel strenger als in England, wo es in den letzten Jahren seit der großen Weltausstellung offenbar zugenommen hat. Selten raucht ein Herr auf der Straße; in den öffentlichen Anlagen und Gärten ist es meistens untersagt,

und in den Gasthäusern darf man sich nur in einem abgesonderten Rauch- und Lesesaal diesem Genusse hingeben — nicht einmal auf dem eigenen Zimmer. Im Grunde läßt sich gegen ein solches von der öffentlichen Meinung ausgehendes Verbot wenig sagen; denn wenn bei den Morgenländern das Tabakrauchen als eine beschauliche Andacht und bei den romanischen Völkern als eine heitere Poesie erscheint, so läßt sich doch nicht leugnen, daß es bei uns Germanen zu einer häßlichen Angewöhnung herabgesunken ist.

Meine Wohnung, von deren Hausthür ich auf der einen Seite das Schloß, auf der andern das Meer und die Berge von Fife erblicke, liegt in Castle Street, wenige Thüren von dem Hause entfernt, welches Walter Scott lange Jahre besaß und, wenn er in der Stadt lebte, regelmäßig bewohnte. Wenn man in seinem Tagebuche liest, welches wehmüthige Lebewohl er seiner lieben Nr. 39 nachruft, als ihn sein Bankbruch nöthigte, dies Haus zu verkaufen, so erscheint es unbegreiflich, daß seine Mitbürger auch nicht durch die kleinste Gedenktafel die Stätte bezeichnet haben, an welcher der große Dichter so manche seiner unsterblichen Werke schuf. Das Haus ist einfach und schmucklos und unterscheidet sich durch nichts von seinen Nachbarn. Scotts Arbeitszimmer lag zu ebener Erde nach hinten hinaus, und er sah aus demselben nichts als die Dächer und Hinterseiten einer menschenleeren Nebenstraße

und unmittelbar unter seinem Fenster einen kleinen ummauerten Grasfleck mit einem paar gußeisernen Trockensteilen, wie sie hier üblich sind, der zu nichts als zum Bleichen und Trocknen der Wäsche dient. So wenig äußere Anregung bedurfte seine Phantasie zu ihrer wunderbaren Thätigkeit.

Um mich in meiner neuen Häuslichkeit vollkommen wohl zu fühlen, fehlte mir nur noch ein Bad, und das fand ich am andern Morgen in Trinity, einem hübschen Oertchen hart am Forth, wohin man auf der Eisenbahn in wenigen Minuten und für wenige Pence gelangt. So hatte ich den alten deutschen Adam vollständig abgespült und war nun bereit, mich dem englischen Leben auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

II.

Lage und Charakter von Edinburg.

Die ersten Tage meines Aufenthalts habe ich vorzugsweise darauf verwendet, mich mit der Lage und Oertlichkeit Edinburgs vertraut zu machen, um so mehr, als es dieser Lage seine eigenthümliche Schönheit verdankt. Die Stadt ist nämlich auf zwei breiten Landrücken erbauet, welche sich in nordöstlicher Richtung nach dem Meere hinziehen und zwischen denen ein breites Thal gelegen ist. Bis zur Entstehung der Neustadt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bildete dieses Thal ein großes Wasserbecken, den sogenannten North Loch, welcher im Sommer zu lustigen Gondelfahrten und im Winter zum noch lustigern Schlittschuhlaufen benutzt wurde, zu gleicher Zeit aber auch wesentlich zur Vertheidigung der Stadt diente. Der wohllöbliche Stadtrath hielt hier Enten und Schwäne, und im Jahre 1590 wurde einmal ein Mann außerhalb des Gesetzes erklärt, weil er einen von diesen Schwänen geschossen

hatte. Es war eine alte Sitte, Uebertreter und Uebertreterinnen des sechsten Gebotes im North Loch zur Strafe unterzutauchen — vielleicht um ihre sündliche Glut abzukühlen — oder, wenn das Vergehen besonders strafwürdig erschien, zu ertränken. Noch im J. 1820 wurde hier ein fichtener Kasten ausgegraben, welcher die Gerippe eines Mannes und zweier Frauen enthielt, wahrscheinlich die eines Bruders und seiner zwei Schwestern, welche 1628 öffentlich im North Loch ertränkt wurden.

Auf dem nördlichen Landrücken steht die Neustadt, auf dem südlichen die Altstadt. Den Scheitel des ersteren nimmt die Georgstraße ein, mit welcher auf dem Nordabhange Queenstreet, auf dem südlichen Princesstreet, Edinburgs schönste Straße, die im Osten auf den Calton Hill stößt, parallel laufen. Die von Queenstreet nördlich gelegene Senkung ist, gerade wie der ehemalige North Loch, zu herrlichen Park-Anlagen umgeschaffen. Noch weiter nördlich verläuft sich die Stadt allmählich bis fast zum Strande des Forth hin. Auf dem Scheitel des südlichen Rückens liegt High Street, die Hauptstraße des alten Edinburg und in geschichtlicher Beziehung die merkwürdigste Straße der ganzen Stadt. Von dem an ihrem Südwest-Ende gelegenen Castle Hill senkt sie sich allmählich bis zu dem am Ostende in der Tiefe liegenden Schlosse Holyrood hinab. Das südlich von High Street liegende Thal bildet die ebenfalls geschichtlich merkwürdige Straße Cowgate mit

ihrer westlich liegenden Fortsetzung, dem Grasmarkt. Jenseits Cowgate verlieren sich Stadt und Land nach Süden hin in wellenförmigen Schwingungen; die hier gelegenen Stadttheile entbehren jedoch für den Fremden aller Anziehung und Merkwürdigkeit.

Wer sich hiernach die Lage der Stadt nur mit wenigen Strichen auf dem Papiere klar machen will, wird ohne Weiteres sehen, daß alle Hauptstraßen in gleicher Richtung von Südwesten nach Nordosten streichen, sowie daß alle Querstraßen mehr oder weniger steil bergauf und bergab laufen, insoweit nicht die Thäler überbrückt sind. Derartige Ueberbrückungen sind aber in der That so zahlreich, wie kaum in einer andern Stadt und bilden oft Bauwerke vom großartigsten Charakter. Ohne es gewahr zu werden fährt man über die in der Tiefe liegenden Straßen hinweg. Eine andere aus diesen Bodenverhältnissen hervorgehende Eigenthümlichkeit ist, daß die an den Abhängen sich entlang ziehenden Häuserreihen nach der Thalseite hin oft eine Höhe von 7—8 Stockwerken erreichen (was von 12—13 Stock hohen Häusern hin und wieder erzählt wird, ist Uebertreibung), während sie nach der Bergseite zu nur 3—4 Stock zählen. Auch auf die Eisenbahnen, deren Bahnhöfe in dem Thale zwischen den beiden Landrücken vereinigt sind, übt diese Bodenbildung ihren Einfluß aus, indem keine derselben anders als durch einen oder mehrere Tunnel aus der Stadt hinaus gelangen kann. Der Tun-

nel, durch welchen die Glasgower Bahn das Freie erreicht, ist über eine englische Meile lang, und die Eisenbahn nach Perth und Dundee geht unter der ganzen Breite der Neustadt hindurch.

Mehr als alles andere tragen zu der malerischen Schönheit Edinburgs die drei Felsen bei, von denen die beiden bereits genannten, Castle Hill und Calton Hill, innerhalb der Stadt, der dritte, der über 800 Fuß hohe Arthurssitz mit den Salisbury Klippen ein wenig außerhalb derselben am Ostrande liegt. Mit demselben Recht, mit welchem Rom den Namen der Siebenhügelstadt trägt, kann sich Edinburg die Dreifelsenstadt nennen, — denn nicht Hügel, sondern Felsen sind es, welche schroff und gewaltig mitten aus den Häusern und Gärten emporsteigen. Ihnen vorzüglich hat Edinburg seinen Reichthum an den wunderbarsten Aus- und Rundsichten zu danken. Man mag sich in der That drehen wie man will, einen der drei Felsen hat man zum mindesten vor sich; man mag sich stellen auf welche Höhe man will, so erblickt man das Meer und jenseits die hügelige Küste von Fife und die Ochil-Berge, wo eben jetzt die mit frisch gefallenem Schnee bedeckten Gipfel der beiden Lomonds im Sonnenglanze strahlen. Läßt man seine Blicke weiter schweifen, so sieht man im Westen die bewaldeten Corstorphine Berge, im Süden die kahlen Pentland Berge, und im Osten die fernen Muirfoot und Lammermoor Berge.

So gehört Edinburg zu den seltenen Städten, denen die vereinigte Schönheit von Gebirg und Meer zu Theil geworden ist. Freilich fehlt ihm die Glut des südlichen Himmels. Hier ist keine Ahnung von der Farbenpracht Neapels, und die warmen Nächte werden nicht durch den Flammenschein des Vesuvs erhellt; hier wallt nicht das funkensprühende Meer, das Griechenlands Küsten und Inseln umspült; hier leuchtet nicht einmal, um wieder nach dem Norden zurückzukehren, das Nordlicht und Schneeblinken St. Petersburgs, wo sich im Hochsommer Abend- und Morgenroth die Hände reichen. Edinburg trägt die Farbe der Ruine, das Grau der Geschichte. Aber die grauen Felsen und Häuser sind mit der grünsten Rasendecke bekleidet und vom üppigsten Ephen überwuchert. Ossianischer Duft und Nebel wallt darüber hin, bald wie eine schwere, lagernde Wolke, bald wie ein zarter, durchsichtiger Schleier; wechselnde Lichter und Schatten verjagen einander mit flüchtiger Eile und verleihen der Landschaft jenen geheimnißvollen Reiz, welchen alles halb Verhüllte auf unser Gemüth ausübt.

Edinburg ist häufig mit Athen verglichen worden, namentlich soll vom Meere und noch mehr vom Tor-Phin, einem Gipfel der Pentlands, aus, die Aehnlichkeit überraschend sein. Das Schloß entspricht der Akropolis; der Calton Hill gleicht dem Lykabèttus; der Frith of Forth ist das ägäische Meer, und die Insel Inchkeith Aegina. Leith

vertritt die Stelle des Piräus, und die Berge von Fife ähneln denen des Peloponnes. Man muß die Vaterlandsliebe der Schotten mit in Anschlag bringen, wenn sie den Anblick Edinburgs sogar noch schöner finden als den Athens und wenn sie ihre Hauptstadt nicht allein ihrer Lage wegen, sondern auch als Sitz der Wissenschaften und Künste das 'moderne Athen' zu nennen lieben. Wir Deutschen, die wir uns so leicht und gern in einen fremden Patriotismus hineinversetzen, fühlen auch den schottischen Dichtern vollkommen nach, die 'ihre liebe romantische Stadt' mit wetteifernder Begeisterung in ihren Gesängen gefeiert haben. Wer erinnerte sich nicht vor allen jener prächtigen Schilderung in Scotts Marmion, die mit den bekannten Versen schließt:

— Wo ist der Feigling, welcher nicht
Für solch' ein Land zu kämpfen wagte?

Im Einklang mit der Lage Edinburgs steht die Bauart, welche der Stadt einen durchaus historischen und monumentalen Charakter verleiht. Wie in allen schottischen Städten sind nicht nur die öffentlichen Gebäude, sondern auch die Wohnhäuser ohne Ausnahme von einem dunkeln und festen Sandstein, welcher in verschiedenen Gegenden des schottischen Niederlandes im Ueberfluß bricht, aufgeführt und mit Schiefer gedeckt. Nur solche Häuser nennt man hier Steinhäuser und läßt unsere Backsteinarchitektur gar nicht als steinerne gelten. Die Straßen der Neustadt sind geradlinig, außerordentlich

breit und reinlich, und an den Häuserreihen ziehen sich fast überall eiserne Geländer entlang, mit denen hier eine wahre Verschwendung getrieben wird. Rechnen wir dazu endlich die grünen Squares und Halbkreise (Crescents), den Reichthum an öffentlichen Bauwerken und Denkmälern, die Abwechselung von kahlen Höhen und frischen Gründen, das geschäftige Leben und Treiben in den Hauptstraßen, so müssen wir Edinburg in jeder Beziehung einen hohen Rang unter den Hauptstädten Europa's zugestehen.

Ein Uebelstand jedoch läßt sich nicht verschweigen, der namentlich auch den freien Aus- und Umsichten großen Eintrag thut. Das ist die fast beständig auf der Stadt lagernde Rauchdecke, welche selbst die Ostwinde nicht völlig zu vertreiben im Stande sind, und welche ihr den merkwürdiger Weise als Liebkosung gebrauchten Beinamen Auld Reekie (das alte Rauchnest) zugezogen hat. Die Entstehung dieses Spitznamens wird im Volksmunde folgendermaßen erzählt. Ein alter Gutsherr drüben in Fife, Durham von Largo genannt, pflegte in Ermangelung einer Uhr seine Abendandacht nach dem Rauche Edinburgs einzurichten, den er an klaren Sommerabenden vor seiner Hausthür deutlich wahrnehmen konnte. Sobald nämlich der Rauch stärker und dichter wurde, und er daraus schloß, daß die guten Bürger ihr Abendbrot bereiteten, rief er seine Familie und sein Gesinde mit den Worten zum Gebet: "'S ist jetzt Zeit, Kinder, die Bibeln zur Hand zu nehmen und zu Bett zu gehen, denn Auld Reekie da drüben

setzt schon ihre Nachtmütze auf!' Wenn es nicht wahr ist, so ist's doch leidlich erfunden. Dieser Rauch entströmt nicht wie in Glasgow einer Unzahl von Fabrikschloten, denn Edinburg ist nichts weniger als eine Fabrikstadt, sondern er ist lediglich das Erzeugniß der mit Steinkohlen geheizten Kamine und daher während des Winters bei weitem ärger als im Sommer. Der Rauch der Steinkohlen hat eine bleierne Farbe und wie es scheint auch eine bleierne Schwere, die ihn am Aufsteigen hindert und schneller zu Wolken verdichtet als den Rauch der Holzfeuer. Verquickt sich diese Rauchdecke nun gar mit dem Nebel, so ist freilich die Stadt einstweilen wie unter einem Bahrtuche begraben, und der Fremde, der seinen Aufenthalt nach Tagen zählt, muß vielleicht wieder abreisen, ohne die Dreifelsenstadt wirklich gesehen zu haben.

III.

Geschichtliches. — Die drei Felsen.

Wenige Städte lassen uns einen so klaren Blick in die Geschichte ihrer Entstehung thun, als Edinburg. Jedem, der nur einmal die Stadt überblickt hat, springt es in die Augen, daß der Schloßberg, der nach drei Seiten schroff abfallend und nur von Osten zugänglich sich wie von selbst zu einer Befestigung darbietet, den Kern und Ausgangspunkt der Stadt gebildet haben muß. Die grotesken Fabeln der alten Chronikenschreiber versetzen die erste Anlage einer solchen Befestigung in dieselbe Zeit, in welcher der salomonische Tempel erbaut wurde; ein sagenhafter König von Britannien, den sie Ebranke nennen, ein Zeitgenosse des Rehabeam, soll nach ihnen der Gründer der ältesten Burg gewesen sein. Die Piktischen Könige, heißt es weiter, hätten hier oben, gesichert vor jedem Feinde, ihre Töchter erziehen lassen, und davon habe das Schloß den dichterischen Namen der Jungfern-Burg (The Maiden Castle) erhalten. Mit größerer Gewißheit läßt sich annehmen, daß die Römer

den Schloßberg zu einem Kastell benutzt haben müssen; das beweisen außer andern Anzeichen die Spuren einer römischen Straße am Fuße des Berges und die in der Nähe ausgegrabenen römischen Münzen, Sculpturen und Waffen. Die erste geschichtliche Kunde von der Burg stammt aus der Zeit des sächsischen Königs Edwin um 620, welchem Edinburg (Edwinburg) bekanntlich seinen Namen verdanken soll. Es bedarf eigentlich keines historischen Beweises, daß schon in frühester Zeit die jeweiligen Machthaber sich auf einem solchen landbeherrschenden Felsen festsetzten, und ebenso begreiflich ist es, daß sich alsbald unter ihrem Schutze sowohl innerhalb wie außerhalb der Burgmauern allerhand Troß und Krämervolk ansiedelte. Dieser weltlichen Macht auf der Höhe des Schloßberges kam später die geistliche als zweiter städtegründender Faktor aus der Tiefe zu Hülfe. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts gründete nämlich David I., der Stifter der großen Abteien zu Melrose und Kelso, in dem waldigen Grunde zwischen dem Arthursitz und dem Calton Hill die Abtei Holyrood, aus Dankbarkeit, wie es heißt, für die glückliche Errettung von einem Hirsche, der ihn hier bei einer Jagd am Tage der Kreuzeserhöhung mit seinem Geweih beinahe durchbohrt hätte. Die späteren Mönche haben nicht verfehlt, diese Errettung in einer ausführlichen Legende zu einem poetischen Wunder zu verklären. Als nämlich die Bedrängniß des Königs am größten gewesen, sei ihm plötzlich vom Himmel herab ein leuchtendes Kreuz in die Hand

gefahren, vor dessen blendendem Glanze der Hirsch entsetzt die Flucht ergriffen habe. In der Nacht darauf sei dem König im Traume anbefohlen worden, dem heiligen Kreuze (The holy Rood) zu Ehren an der Stelle ein Kloster zu gründen. Das Kreuz selbst habe er und sein Nachfolger David II. als ein Heiligthum gehütet, bis es der letztere mit in den Krieg nahm und in der Schlacht bei Durham an die Engländer verlor, die es noch lange Zeit in der dortigen Kathedrale zugleich als Siegszeichen und als Reliquie aufbewahrten. In der Stiftungsurkunde ertheilte David den Chorherren (Canons) die Erlaubniß zwischen ihrer Abtei und der Stadt Edinburg, d. h. dem Schloßberge mit seiner Umgebung, einen Flecken oder eine Straße anzulegen, welche danach den Namen Canongate erhielt. Hier siedelte sich gleichfalls allerhand gewerbtreibendes Volk an, dem die Bewohner der Abtei Arbeit, Nahrung und Schutz gewährten. David baute sogar eine Mühle für sie, aus welcher nachmals das Dorf Canonmills am Flüßchen Leith erwuchs, das gegenwärtig in die Stadt aufgegangen ist. So baueten und wuchsen sich die weltliche und geistliche Macht vom Schloßberge und von Holyrood aus entgegen. Die Bevölkerung der entstehenden Stadt nahm an Zahl, Ansehen und Wohlhabenheit zu, der Adel bauete sich allmählich feste und stattliche Häuser, und die Geistlichkeit sorgte für die Gründung neuer Kirchen. Zu beiden Seiten der High Street wurden auf den Abhängen schmale

Nebengassen, die Closes und Wynds, angelegt, in denen ursprünglich wol Gefolge, Gesinde und Handwerker untergebracht sein mögen und die erst später in den Besitz der Aristokratie kamen. Zu gleicher Zeit gestaltete sich Edinburg immer mehr zum Mittelpunkt des Landes und im J. 1215 hielt Alexander III. hier sein erstes Parlament. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts machten es die unaufhörlichen Fehden nöthig, die Stadt mit einer befestigten Ringmauer zu umgeben; allein sie wuchs auch außerhalb dieser Mauer fort, und nach der unglücklichen Schlacht gegen die Engländer bei Flodden (1513) wurden in höchster Eile auch die neuentstandenen offenen Vorstädte durch Mauern, Thürme und andere Bollwerke vor dem alten Erbfeinde nach besten Kräften geschützt. Diese furchtbare Niederlage machte die guten Bürger von Edinburg außerordentlich vorsichtig, und es dauerte über 200 Jahre ehe sie es wagten, sich außerhalb der zweiten Stadtmauer anzubauen. Nachdem 1482 Edinburg von Jakob III. zur alleinigen Landeshauptstadt erklärt worden war, wurde um 1500 neben der Abtei das zweite königliche Schloß, Holyrood Palace, von Jakob IV. für seine Gemahlin, die Tochter Heinrichs VII., erbauet. Während er selbst auf dem Schloßberge wie in einem festen Feldlager wohnte, ließ er Weib und Kinder hier unter dem geheiligten Schutze der Kirche leben. Ein für den Geist des Mittelalters bezeichnender Zug!

Während der langjährigen Kämpfe zwischen den Schotten und Engländern war natürlich Edinburg und seine Umgegend häufigen Angriffen und Verwüstungen ausgesetzt. Die Truppen Heinrichs VIII. plünderten und verbrannten 1542 einen Theil der Stadt, bis ihnen das Feuer vom Schlosse Einhalt that; sie befestigten die Insel Inchkeith, die ihnen nur durch die vereinten Anstrengungen der Schotten und ihrer französischen Hülfsvölker wieder entrissen werden konnte, und zerstörten die stattliche Burg Craigmillar. Das war die ritterliche Art und Weise, in welcher sich Heinrich VIII. um die Hand der jungen Maria Stuart für seinen Sohn Eduard bewarb. Nach seinem Tode legten die Engländer sogar Feuer an die ehrwürdige Abtei Holyrood (1547) und verheerten die Dörfer und Flecken am Forth. Hundert Jahre später ging ihre Barbarei so weit, daß Cromwell ernstlich damit umging den Schloßberg in die Luft zu sprengen. Noch jetzt sind die Spuren der von ihm angelegten Minen auf der Südseite sichtbar, und der herrliche Felsen konnte nur durch Uebergabe vor Zerstörung gerettet werden. Abermals ein Jahrhundert später (1745), als der Prätendent seinen Eintags-Thron in Holyrood aufschlug, eröffnete die englische Besatzung des Schlosses ein mörderisches Feuer auf die wehrlose Stadt, dem der Prinz jedoch durch das Zurückziehen seiner Hochländer ein schnelles und glückliches Ziel setzte — sie hätten freilich in keinem Falle etwas gegen eine solche Veste auszurichten vermocht. Ist es zu ver-

wundern, daß ein Volk, welches so auf Schritt und Tritt an die Grausamkeiten seiner alten Feinde gemahnt wird, sich noch immer nicht zu einem Ganzen mit ihnen verschmelzen will, sondern sich stets noch als ein gesondertes Glied des großen Reiches fühlt? Predigen es nicht alle Ruinen, daß die Schotten mehr ein bezwungenes als ein verbündetes Volk sind?

Wie in allen Städten Großbritanniens, so sanken im Laufe der Zeit auch in Edinburg die Stadtmauern, welche nach dem Aufhören der mittelalterlichen Fehden und Kriege keinen Zweck mehr hatten und die Stadt im Gegentheil nur in ihrem freien Wachsthum hinderten. Die alten Thore fielen theils in Trümmer, theils wurden sie niedergerissen. Die Stadt strebte immer unaufhaltsamer nach Erweiterung und lenkte ihre Blicke zu dem Zwecke endlich auf die jenseits des North Loch gelegene Höhe. Die erste Idee zur Bebauung derselben ging vom Grafen John Mar aus, welcher seine Theilnahme am Aufstande von 1715 in der Verbannung büßte, aber auch in der Fremde nicht aufhörte für das Wohl seiner Vaterstadt zu sorgen. Der eigentliche Bauplan wurde von einem Neffen Thomsons, des Dichters der Jahreszeiten, ausgearbeitet. So wurde der North Loch zuerst 1763 überbrückt und allmählich trocken gelegt, und durch eine Parlamentsakte wurde 1767 das Stadtrecht auf den nördlichen Landrücken ausgedehnt, nachdem sich kurz zuvor die Stadt auch nach Süden bedeutend erweitert hatte. Die guten

Bürger konnten sich anfänglich gar nicht entschließen ihr warmes Nest zu verlassen und sich auf der kahlen und windigen Nordseite anzusiedeln; allein das Bedürfniß war stärker als die Gewohnheit, und die Neustadt wuchs von Jahr zu Jahr schneller, bis sie jetzt die Altstadt fast ganz in den Hintergrund gedrängt hat. Erst durch sie ist Edinburg in die Reihe der europäischen Hauptstädte eingetreten, durch sie der Stolz Schottlands und das Reiseziel der Fremden geworden.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum Schloßberge zurück. Wenn die High Street als das Rückgrat der Altstadt erscheint, so ist der Schloßberg ihr Kopf. Ein schöner Kopf und ein harter Schädel! Der Schloßberg ist jetzt nichts anderes als eine Citadelle, freilich keine Citadelle im festländischen Sinne, denn sie würde jetzt kaum im Stande sein, auch nur vier und zwanzig Stunden lang eine regelrechte Belagerung auszuhalten, selbst wenn keine gezogenen Kanonen und kein Raketenpark gegen sie aufgefahren würden. Wenn man dem dichterischen Beinamen 'the Maiden Castle' später vielleicht den Sinn untergelegt hat — vielleicht ist es sogar seine eigentliche Bedeutung —, daß das Schloß nie in feindliche Hände gefallen sei, so trägt es ihn jetzt nur noch weil ihm Niemand denselben streitig macht. Die Auffahrt von der Stadt erweitert sich zunächst zu der sogenannten Esplanade, wo die Truppen zu exerziren und paradiren pflegen und auf deren nördlicher Seite ein Standbild desselben Herzogs von York

errichtet ist, dessen Andenken auch die bekannte Yorksäule am James Park in London verewigen soll, von welcher der Volkswitz sagt, der Herzog sei deßhalb so hoch gestellt worden, damit er endlich vor seinen Gläubigern sicher sei. Schöner aber als Parade und Standbild ist die Aussicht, welche der Platz namentlich über die Altstadt hinweg gewährt. Von hier windet sich der Weg über eine Zugbrücke, durch finstere Thorwege, am Rande des Felsens entlang bis zur Höhe hinauf, welche von einem ziemlich wüsten Durcheinander von Kasernen, Wachtstuben, Zeughäusern, Magazinen, Werkstätten, Kapellen und Gefängnissen bedeckt ist. Die große am westlichen Rande des Felsens stehende Kaserne ist übrigens von so moderner Häßlichkeit, daß sie von unten gesehen die architektonische und malerische Schönheit des Ganzen wahrhaft entstellt. Selbst der Vergleich mit einer Wollspinnerei, sagt Walter Scott, würde ihr zu viel Ehre erzeigen. Von wirklichem Interesse sind übrigens für den Fremden nur das von der unglücklichen Marie Stuart bewohnte Zimmer und die schottischen Kronjuwelen.

Die arme Marie hat in ihrem unruhigen Leben so oft von Ort zu Ort ziehen müssen, daß ein von ihr bewohntes Zimmer, ja sogar ein von ihr bewohntes Gefängniß keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Dennoch kann man gerade dieses nicht ohne wehmüthige Theilnahme betrachten, da sie hier ihren einzigen Sohn, den nachmaligen Jakob VI. geboren hat. Man tritt zuerst in ein geräumiges Zimmer,

das vielleicht Wohnzimmer, vielleicht auch eine Wacht- und Gesindestube war. Dahinter liegt ein kleines, einfenstriges Gemach, welches, abgesehen von der tiefen Fensternische, nur 8 Fuß im Geviert mißt. Aus dem Fenster soll der Sage nach der neugeborne Prinz in einem Korbe hinabgelassen und nach Stirling geschafft worden sein; es wird jedoch in solchen Dingen zu viel gefabelt, als daß man an diese der armen Wöchnerin auferlegte Qual glauben sollte. Wie ärmlich hat sich aber diese in französischer Feinheit und Ueppigkeit erzogene Fürstin behelfen müssen, wenn man damit den gediegenen Luxus und die verschwenderische Bequemlichkeit vergleicht, mit welcher die Paläste ihrer gegenwärtigen Nachfolgerin auf dem Throne ausgestattet sind. Welch ein Abstand zwischen den Wochenstuben dieser beiden Königinnen! Es ist, als lägen nicht drei, sondern sechs Jahrhunderte dazwischen — kaum eine wohlhabende Bürgerfrau würde heutzutage mit einem solchen Kämmerchen zufrieden sein. An der Wand, an welcher das Bett stand, sind unter dem schottischen Wappen einige Verse angeschrieben, welche von Maria selbst herrühren sollen und von ihrem frommen Sinne Zeugniß geben. Auch hat man hier zur Erinnerung an ihre erste Gefangenschaft im Schlosse Loch Leven ein Stück vom Stamme eines alten dort gestandenen Dornenbaums aufgestellt, unter dessen Schatten sie wol manchmal in Kümmerniß gesessen haben mag.

Mehr als alles dies fesselte mich jedoch ihr im Vorderzimmer befindliches Brustbild, obgleich man demselben auf den ersten Blick ansieht, daß es nur eine Kopie ist. Das Original, das sich im Besitze des Herzogs von Sutherland auf dessen Schlosse Dunrobin befindet, wird dem italienischen Maler Furino zugeschrieben, welcher die Marie als Dauphine in Paris gemalt haben soll. Die vortreffliche Kopie dagegen ist ein Werk des Präsidenten der schottischen Akademie, Sir John Watson Gordon, des vorzüglichsten lebenden Bildnißmalers in Schottland. Es liegt ein unendlicher Zauber in diesem Bilde; aus dem vollkommenen Oval des Gesichts spricht die lieblichste Anmuth, und die großen Augen mit den langen Wimpern strahlen von Reinheit und Holdseligkeit. Die freie gewölbte Stirn deutet auf einen klaren und lebhaften Geist. Das volle wellige Haar ist mit einer Kappe bedeckt und mit Reiherfedern und eingeflochtenen Perlenschnüren geschmückt. Der lange zierliche Hals wird von einem breiten goldenen Reifen umgeben, der mit großen Edelsteinen besetzt ist. Ein weites mit Pelz verbrämtes Gewand umhüllt die schlanke Gestalt, und auf der Brust hängt ein langes Kreuz. Ein wenig im Hintergrunde zur Linken sieht man die Krone. Es ist eins von den Bildern, die sich nie vergessen und an dessen Aechtheit man um seiner Schönheit willen glaubt, auch wenn man sie nicht beweisen kann. Ich weiß nicht, wie viel Bildnisse der Marie Stuart vorhanden sind, und welches unter ihnen den größten Anspruch auf

Aechtheit besitzt, allein mir scheint, daß das hiesige äußerlich und innerlich den Stempel wenigstens der Wahrscheinlichkeit trägt und daß es eben so ächt sein mag als irgend ein anderes. Mögen es einige Antiquare immerhin für das Bildniß von Marien's Mutter erklären, wir sind für der schönen Mutter schönere Tochter und scheiden nicht von dem Orte ohne den wohlgelungenen Steindruck des Bildes, welcher die treffende Unterschrift trägt:

If to her lot some human errors fall.
Look to her face and you'll forget them all.

Von dem lieblichen Kopfe wenden wir uns zu jener Krone, welche auch ihn einstmals geschmückt hat. Wie der englische Krönungsschmuck im Tower wird auch der schottische in einem bombenfesten Gewölbe aufbewahrt, das selbst bei Tage künstlich erleuchtet werden muß. Der Tisch, auf welchem Krone und Scepter, Reichsschwert und Ordenskette und was sonst dazu gehört, ausgelegt sind, wird von einer starken eisernen Laube umgeben, welche mehr als eines Arms Länge davon absteht. Im Tower sind die auf Millionen geschätzten Reichskleinodien innerhalb dieses Eisengitters noch durch einen starken Glaskasten geschützt, welcher hier mit Unrecht fehlt. Und wenn er weiter keinen Zweck hätte, so hält er wenigstens den Staub ab. Uebrigens haben nicht nur die Edinburger, sondern alle Schotten diesen Königsschmuck ganz besonders in ihr Herz geschlossen; sie verehren und lieben ihn noch jetzt als die sichtbaren

Zeichen und Andenken ihrer ehemaligen nationalen Selbstständigkeit, und hängen nur um so stärker daran, als sich, wie an alles Schottische, eine ziemlich romantische Geschichte an diese Regalien knüpft. Krone und Scepter befanden sich nämlich im Verwahrsam des Reichsmarschalles auf dessen Schlosse Dunnottar (südlich von Aberdeen) als der stärksten Festung des Reiches, als diese im J. 1652 von Cromwell's Republikanern belagert wurde. Ohne ausreichende Vorräthe und ohne Aussicht auf Entsatz ging jedoch auch diese Veste der Uebergabe entgegen. Da schaffte die muthige Gattin des Befehlshabers das nationale Heiligthum unter Flachs und Spinnrocken verborgen aus der belagerten Burg, und ein eben so muthiger Landgeistlicher vergrub es unter seiner Kanzel, von wo er es nach Wiederherstellung des Königthums wieder zum Vorschein brachte. Bei der Vereinigung der beiden Reiche wurden die Reichskleinodien im März 1707 in eine eichene Truhe verschlossen und in irgend einen Winkel des Edinburger Schlosses geschoben, wo sie allmählich in Vergessenheit geriethen, bis sich im Volke der Glaube verbreitete, sie seien heimlich nach England entführt worden. Der Patriotismus der Schotten, auf welchen ihr Wappenspruch: 'Niemand verletzt mich ungestraft' nicht weniger als auf die nationale Distel selbst Anwendung leidet, war dadurch so empfindlich berührt, daß sich Walter Scott gedrungen fühlte, die Sache beim Prinz-Regenten in Anregung zu

bringen, welcher 1818 eine Kommission zur Untersuchung ernannte. Scott war selbst Mitglied der Kommission und hat über die Oeffnung der staubbedeckten Truhe und die Auffindung der unversehrt darin enthaltenen Regalien einen ausführlichen Bericht abgefaßt, welcher später unter seine vermischten Schriften aufgenommen worden ist. Die ganze Sache lag ihm außerordentlich am Herzen, und der Eifer, den er dabei zeigte, läßt uns einen tiefen Blick in sein von Vaterlandsliebe glühendes Herz thun. Es wird erzählt, daß bei der Eröffnung einer seiner Mitcommissare die Jahrhunderte alte ehrwürdige Krone im Scherz einer anwesenden jungen Dame aufsetzen wollte, eine Entweihung, welche Scott nur durch den heftigen Ausruf: 'Bei Gott, nein!' verhinderte. Er war so ergriffen, daß er noch auf dem Heimwege zitterte, und seine älteste Tochter, welche ihn begleitete, versicherte, daß sie ihn nie so tief bewegt gesehen habe.

Wie der Schloßberg eine bedeutende Rolle in der schottischen Geschichte spielt, so ist der zweite Felsen, der Arthurssitz, aufs engste mit der schottischen Poesie verwoben. Schon in einer alten Ballade versichert ein unglücklicher Liebhaber, daß der Arthurssitz sein Bett sein, und der St. Antons-Brunnen seinen Durst stillen solle, seit ihn sein Treuliebchen verlassen habe. Weit über die Gränzen Schottlands hinaus ist er aber durch Scotts Herz von Midlothian berühmt geworden. Auch deutsche

Leser kennen daraus die in Trümmern liegende Kapelle des h. Antonius, wo die katholischen Einwohner im Verborgenen ihre Messe feierten, und den unheimlichen Muschat's Cairn, wo Jeanie Deans ihre nächtliche Zusammenkunft mit dem Verführer ihrer unglücklichen Schwester hatte. Hier hatte nämlich (1720) ein gewisser Muschat eine entsetzliche Mordthat an seinem Weibe begangen, deren Andenken dadurch erhalten wurde, daß jeder Vorübergehende einen Stein auf die Stelle warf; ganz ähnlich wie in den deutschen Fichtenwäldern, wo die Stelle eines Mordes oft noch nach Menschenaltern durch darauf geworfenes Reisig von den Wanderern kenntlich erhalten wird. Das letzte Häuschen am westlichen Rande des Berges gilt in der Ueberlieferung noch heute für die Hütte, in welcher der glaubens- und sittenstrenge David Deans seine Milchwirthschaft betrieb; selbst der Name Dumbie Dykes findet sich wieder, ich weiß nicht, ob bereits vor Scott vorhanden, oder ob erst aus ihm hierher verpflanzt.

Auch die Salisbury Klippen, die nach Scotts schönem Bilde den liegenden Löwen des Arthurssitzes wie ein riesiger Gürtel umgeben, hat der große Romandichter verherrlicht, und seiner Vorliebe für sie wird der breite und bequeme Fußweg verdankt, der jetzt zur Höhe hinaufführt. Hier pflegte er seiner eigenen Erzählung nach oft seinen Gedanken in Einsamkeit nachzuhängen und sich in die Betrachtung des Sonnen-Auf- und Unterganges zu versenken. Vor jedem, der im

Buche der Natur zu lesen liebt, entfaltet sich hier ein Bild von wunderbarer landschaftlicher Schönheit, das überdies von unzähligen geschichtlichen Erinnerungen wie von goldenen Fäden durchzogen ist. Der Genuß wird wo möglich noch gesteigert, wenn wir der bequemen Straße folgen, welche neuerdings auf Kosten der Königin rings um den Berg geführt ist und daher den Namen 'the Queen's Drive' trägt. Steile Klippen auf der einen Seite, das idyllische Dörfchen Duddingston mit seinem See auf der andern, die fruchtbare Landschaft, die fernen Berge, das blaue segelbedeckte Meer und die in Duft gehüllte Stadt — das alles liegt vor unseren Augen ausgebreitet da und gewährt unserer Phantasie reiche Nahrung und Anregung.

Einen ganz andern Charakter trägt dagegen der dritte Felsen! Wenn der Schloßberg der historische, und der Arthurssitz der poetische Felsen ist, so ist der Calton Hill der eigentlich städtische oder der prosaische. Denn trotz der Denkmäler auf seinem Gipfel, trotz der herrlichen Gärten und unvergleichlichen Aussichten auf seinem östlichen Abhange, trotz der schönen Straßen und Gebäude, die ihn auf seiner Süd- und Ostseite einschließen, macht er doch in vieler Hinsicht den Eindruck des Alltäglichen. Er dient als ein Anger, wo man täglich Teppiche ausklopfen und Wäsche bleichen sehen kann. Unter den öffentlichen wie privaten Gebäuden, mit denen er bedeckt ist, nehmen das National- und das Nelsonsdenkmal die ersten

Stellen ein. Das erstere sollte den schottischen Helden gewidmet werden, welche an dem Kampfe gegen Napoleon, vorzugsweise an der Schlacht bei Waterloo, Theil genommen haben, ist aber leider von Anfang an eine Ruine geblieben. Der Plan lief auf nichts geringeres als auf eine getreue Nachbildung des Parthenons hinaus, allein die zusammengebrachten 16,000 Pfund reichten eben nur zur Herstellung von zwölf schönen ionischen Säulen hin, welche sich nun, man weiß nicht wie, an diesen Ort verirrt zu haben scheinen. In welcher Beziehung steht überhaupt das Parthenon zu den Kämpfern von Waterloo? Es ist keinerlei geistiger Zusammenhang zwischen dem Denkmale und seinem Zwecke vorhanden — und das ist doch die Grundbedingung eines jeden Denkmals. Ganz derselbe Vorwurf trifft das geschmacklose Nelson-Denkmal, einen runden vierstöckigen Thurm auf einem vierseitigen Unterbau. Es steht nicht das geringste Hinderniß im Wege dies Bauwerk morgen zu einem Georgs-, Jacobs-, oder Burns-Denkmal umzutaufen; es braucht nur das im Unterbau befindliche Raritäten-Kabinet durch ein anderes, den neuen Inhaber betreffendes, ersetzt zu werden. Es müßte denn sein, daß die Gestalt des Thurmes, welche der Volkswitz treffend mit einem ausgezogenen Fernrohre verglichen hat, nur für einen Seehelden passend erachtet würde; dann hätten wir aber immer noch die Wahl unter der nicht geringen Zahl englischer Admirale. Auch der

Gedanke im Innern eines öffentlichen Denkmales eine Gastwirthschaft anzulegen, wie hier geschehen ist, verdient als durchaus unwürdig die entschiedenste Mißbilligung. Der Wirth braucht nur noch in den Zeitungen anzuzeigen, daß er Nelson-Steaks mit Elder's preisgekrönter königlicher Holyrood-Sauce täglich frisch verabreicht, und das Zerrbild ist vollkommen. Beide Denkmäler sind übrigens das Werk und Eigenthum von Vereinen, welche zu ihrer Errichtung gebildet worden sind. Das Anziehendste am Nelson-Denkmale ist die seit 1852 auf der Spitze angebrachte Zeitkugel, welche durch den elektrischen Telegraphen mit der Zeitkugel auf der Greenwicher Sternwarte in Verbindung steht. Klingt es nicht wie Zauberei, daß der elektrische Funke diese beiden in gerader Linie 330 englische Meilen von einander entfernten Kugeln in demselben Augenblicke auf einer eisernen Stange 15 Fuß in die Höhe steigen und dann mit dem Schlage Eins wieder herabfallen läßt? Und doch gehen täglich Tausende vorüber, ohne daran zu denken, welche Arbeit und welchen Sieg des menschlichen Geistes die eiserne Kugel in sich schließt! Um dem geschäftig vorübereilenden Publikum die Sache bemerklicher zu machen, ist es daher jetzt im Werke den elektrischen Draht nach dem Schlosse hinaufzuführen und ihn da jeden Mittag um 1 Uhr eine Kanone lösen zu lassen. Da sich nun alle Posten, alle Eisenbahnen und Schiffe nach der Zeitkugel richten, und überhaupt alle Uhren danach geregelt

werden, so hat jetzt beinahe die ganze Insel Greenwicher Zeit — eine Centralisation, die sich auch der eifrigste Verfechter der Selbstregierung gewiß gern gefallen läßt.

Wie unähnlich die drei Felsen in ihrer äußeren Erscheinung und ihren geschichtlichen Beziehungen einander sein mögen, so sind sie doch in Bezug auf ihre Entstehung und geologische Beschaffenheit allernächste Verwandte. Die Geologie ist ein in Schottland sehr verbreitetes und beliebtes Studium — wie man ihre Ergebnisse mit der Bibel in Einklang bringt ist mir unbekannt, und es scheint mir merkwürdig, daß sich Geologie und Theologie hier so gut vertragen. Das Land fordert aber auch wie wenige zur Geologie auf. Wie ein wahres Mineralienkabinet legt es die schönsten Stücke den Forschern und Liebhabern so bequem zurecht, daß sie nur die Hand danach auszustrecken brauchen und gewährt ihnen so tiefe und anziehende Blicke in den Bau und die Bestandtheile seines Innern, daß sie nur das Auge öffnen dürfen. So liefert z. B. eben der Arthursitz, von dem die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften ein schönes geologisches Modell besitzt, nach der Meinung der Schotten den deutlichsten Beweis, daß er und seinesgleichen nichts als die nicht zum Ausbruch gekommene Lava früherer Weltalter sind. Der Schloßberg wie der Calton Hill bestehen gleichfalls aus eruptiven Gesteinen. Nichtsdestoweniger scheint es, daß bei der Bildung der drei Felsen nicht allein vulkanische, sondern auch

neptunische Gewalten thätig gewesen sein müssen. Sie fallen nämlich alle drei schroff und steil nach der Landseite ab, während sie sich sanfter nach dem Meere zu senken. Das scheint auf ein gewaltsames Zurückströmen des Wassers hinzuweisen, womit allerdings ein gewaltsames Emporsteigen der Felsmassen verbunden gewesen sein mag. Die Sache gewinnt um so mehr Bedeutung als sich dieselbe Bildung, wenngleich in kleinerm Maßstabe, bei Stirling wiederholt. Natürlich war dort, schon mehr im Binnenlande, die Rückströmung minder gewaltig als bei dem der jetzigen Küste näher liegenden Edinburg. Ich weiß nicht, wie die schottischen Geologen diese Erscheinung erklären, sie ist aber so augenfällig, daß sie selbst dem flüchtigen Reisenden nicht entgehen kann.

IV.

Der Frühling.

'Der Frühling naht mit Brausen', so beginnt eins von Mendelsohns schönsten Liedern, das jedoch auf Schottland nur zur Hälfte paßt, nämlich so weit es das Brausen anbelangt. Brausen ist hier genug, Frühling ziemlich wenig! Während hier den größten Theil des Jahres hindurch mildere Westwinde herrschend sind, zeichnet sich die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche durch rauhe Ost- und Nordostwinde aus, denen Edinburg seiner hohen und freien Lage wegen vorzugsweise ausgesetzt ist. Diese Ostwinde führen überdies häufige Niederschläge mit sich, da sie über die Nordsee, und nicht wie bei uns aus den trocknen Steppen Rußlands kommen. Wie gefährlich sie der Schifffahrt werden können haben wir vor wenigen Tagen erlebt, wo ein Schiff bei der Insel Inchkeith im Angesicht des Hafens von Leith gescheitert ist. Die beiden ersten Tage nach meiner Ankunft waren außerordentlich schön und warm, seitdem aber haben wir sehr launisches

und rauhes Aprilwetter gehabt, das uns fast täglich Regen- oder Schneeschauer gebracht hat. Die Pentland-Berge waren gestern wieder ganz und gar mit Schnee bedeckt, was bei der untergehenden Sonne allerdings einen schönen Anblick gewährte. Unter diesen Umständen müssen wir noch täglich heizen, und es läßt sich nicht leugnen, daß auch das seine angenehme Seite hat, denn trotz allem, was gegen ihre Zweckmäßigkeit gesagt werden mag, haben die englischen Kamine viel Liebenswürdiges. Sie bilden den Mittelpunkt des Zimmers, wie bei uns das Sopha und bei den Franzosen der Spiegel. Das Kamin ist das ins Zimmer verpflanzte Herdfeuer und in gewisser Beziehung noch immer das Heiligthum des Hauses, das nur gemeine Leute zu gleicher Zeit als Spucknapf benutzen. Kein Fremder darf das Feuer schüren, und man sagt, ein Freund müsse sieben Jahre im Hause ein- und ausgegangen sein, ehe er es wagen dürfe, sich dieses Vorrecht des Hausherrn anzumaßen. Zu beiden Seiten des Kamins stehen die einladendsten Lehnsessel; das sind die Ehrenplätze. Da sind auch die Klingeln und besondere Gaslampen angebracht, um das Lesen in den Lehnstühlen zu erleichtern. Vor der blendenden Flamme schützt man sich durch zierliche Fächer oder durch stehende Augenschirme, und so sitzt es sich hier wirklich recht angenehm und traulich. Das Kaminfeuer übt überdies einen belebenden Einfluß aus, der unsern todten Oefen gänzlich fremd ist. Der praktische

Engländer schätzt es aber auch aus einem andern Grunde, indem es nach seiner Ansicht den Durchzug und die Reinigung der Luft befördert. Im Sommer werden die Kamine mit bunten Schnitzeln und künstlichen Blumen ausgefüllt, welche ein hiesiger Kaufmann neulich mit folgenden Worten empfahl: 'Fort mit dem Feuer! O lieber Mann, schicke zu Sutherland, 95 George Street, und laß weiße Weidenspäne mit Gold und Silber für unser Kamin holen.'

Ja, fort mit dem Feuer! Es soll und muß Frühling werden! Schon lassen — in Ermangelung der Nachtigallen — Drossel und Amsel ihr Lied ertönen, schon glänzt der Rasen saftiger, schon knospen Sträucher und Bäume, ja trotz der ungünstigen Witterung stehen die Obstbäume bereits in voller Blüte. Krokus und Schneeglöckchen haben abgeblüht. In den Gärten sieht man besonders häufig den rothblühenden Johannisbeerstrauch, der erst seit einigen Jahren aus Amerika eingeführt ist und daher die Amerikanische Johannisbeere genannt wird. Außerdem ist jetzt die Zeit der gelben Lilien, des Lacks (Wallflower) und des Ginsters (engl. Furze, schott. Whin), dessen brennend gelbe Blüten sich auf dem dunkeln Gestein des Calton Hill gar prächtig ausnehmen. Auch Tausendschönchen, Aurikel und Primeln fehlen nicht. Die Blumenzucht scheint hier übrigens in geringerer Ausdehnung betrieben zu werden als bei uns, da man hier die Schön-

heit der Gärten vielmehr in prächtigen Bäumen, frischem Rasen und immergrünen Sträuchern als in einem bunten Blumenflor findet. Der Frühling ist hier nicht in dem Maße ein Auferstehungsfest der Natur wie in unserm festländischen Klima, und spielt daher auch in der englischen Poesie eine geringere Rolle als in der unsrigen. Hier, wo das bald wärmende bald kühlende Meer die schroffen Gegensätze der Jahreszeiten ausgleicht, verfällt die Natur nie in den todtenähnlichen Winterschlaf des Festlandes, und ihr Erwachen ist daher minder plötzlich und weniger in die Augen fallend. Verleihen doch die immergrünen Sträucher, der Epheu an der Spitze, hier wie in England auch im Winter der Landschaft einen milderen, man möchte sagen südlichern Charakter. Nicht der Mai ist hier der eigentliche Wonnemond, sondern erst der Juni entfaltet die volle Kraft und Schönheit des Pflanzenlebens. Auch die Reize der englischen Landschaft (im Gegensatze zur schottischen) erreichen erst im Hochsommer ihre ganze Fülle. Die alt-englische Poesie verweilt daher vorzugsweise bei jenen Charakterzügen der Natur, welche sich im Juni dem Auge des Beschauers am vortheilhaftesten darstellen. Fast alle Blumen Shakespeares, von denen er mitunter seinen Personen so reiche Verzeichnisse in den Mund legt, blühen im Juni. Der Juni war von je der schönste Monat des lustigen Alt-Englands, und dem englischen Volkscharakter am angemessensten. Selbst der Puritanismus hat die Vor-

liebe der Engländer für diesen Monat und das Sommer=leben im Freien nicht zu zerstören vermocht. In Schottland hat der Juni fast keine Nächte, sondern nur warme und durchsichtige Dämmerungen, so hell, daß man oft um Mitternacht im Freien lesen kann. Da genießt man den nordischen Sommer in seiner vollen Lieblichkeit. Für den Besuch des Hochlandes freilich ist der Herbst, wenn nicht die schönste, so doch die beliebteste Jahreszeit, und der Zug der Reisenden, namentlich der Jagdliebhaber, ist dort in den Monaten September und Oktober vielleicht am stärksten.

Das schottische Klima ist seiner Veränderlichkeit, seiner Feuchtigkeit und seines Nebels wegen allgemein verschrieen. 'Wenn es hell ist, so pflegte der Kapitän unseres Dunedin vom schottischen Wetter zu sagen, so regnet es, und wenn es nicht regnet, so braucht man eine extra Pariser Brille, um durch den Nebel zu sehen.' Am meisten gilt das von der Westküste und den Hebriden, wo sich die jährliche Regenmenge auf 35 — 46 Zoll beläuft und von allen 365 Tagen des Jahres kaum die Hälfte frei von Nieder=schlag ist. Dort kann es dem Reisenden begegnen, daß er nach mehrtägigem Warten über das Aufgeben irgend eines schönen Punktes mit den Worten jenes Kellners ge=tröstet wird, der auf die verzweifelte Frage: 'Regnet es denn immer auf dieser verdammten Küste?' zur Antwort gab: 'Nein, Ew. Ehren, manchmal schneit es!'

Auch ich bedarf des warmen und schönen Wetters zu meinen Ausflügen und wünsche sehnlich, daß ich recht bald von Sutherland weiße Weidenspäne mit Gold und Silber für mein Kamin holen lassen könnte.

V.

Edinburg. — Ein Gang durch die Stadt.

Wenn man aus Castlestreet nach Princesstreet einbiegt, so hat man ein ebensowohl landschaftliches als architektonisches Panorama vor sich, das an großartiger Schönheit gewiß von wenigen übertroffen wird. Man übersieht hier die an die Stelle des North Loch getretenen Princesstreet-Gärten, zu deren beiden Seiten sich Alt- und Neustadt ganz besonders geschmückt zu haben scheinen, als ob sie sich gegenseitig ihr bestes Gesicht zukehren wollten. Gerade vor uns thront das Schloß mit seinen normännischen Thürmen und Zinnen. Auf dem breiten Walle (the Mound), welcher queer durch das Thal nach der Altstadt hinauf führt, liegen zwei klassische Bauwerke, die Royal Institution im dorischen und die National-Gallerie im ionischen Styl. Von dem steilen Nordrande des altstädtischen Bergrückens steigen das Kollegium der Freien Kirche und die Bank von Schottland empor, hinter

denen der schlanke Thurm der Victoria-Halle und die steinerne Krone der Kathedrale in die Lüfte ragen. Am östlichen Ende der Prinzenstraße wird die Aussicht durch das im Burgstyl ausgeführte Gefängniß und die Denkmäler des Calton Hill begrenzt und zur Linken endlich durch die glänzende Häuserreihe der Prinzenstraße selbst abgeschlossen. Fast in der Mitte dieses Kessels erhebt sich im reichsten gothischen Styl das 200 Fuß hohe Denkmal Walter Scott's, das sich am passendsten mit der Spitze eines gothischen Domes vergleichen läßt. Schwerlich hätte ein geeigneteres Sinnbild für den großen Dichter gefunden werden können, der in der That selbst der Gipfel des Domes der Romantik war. Sogar sein Denkmal hat eine eigene romantische Geschichte. Als das mit der Errichtung beauftragte Komitee eine öffentliche Bewerbung ausschrieb, erregte unter der Unzahl der eingesandten Entwürfe einer die ungetheilteste Bewunderung. Er rührte von einem unbekannten Manne, Mr. George Kemp, her, welcher, ursprünglich ein armer Maurer, an den herrlichen Ruinen seines Vaterlandes eine leidenschaftliche Vorliebe für die Gothik eingesogen hatte. Sein Verständniß derselben bildete er auf Fußreisen aus, welche er, von seiner Hände Arbeit lebend, zu dem Zwecke unternahm, um die hervorragendsten gothischen Kathedralen Englands und des Festlandes durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Sein Plan wurde angenommen, und ihm selbst

die Ausführung übertragen. Allein noch während des Baues stürzte er an einem dunkeln Abend in den Union Kanal und ertrank. In der offenen Halle des Denkmals steht eine sitzende Statue des Dichters aus weißem Marmor, die jedoch von der schweren Masse des Gebäudes fast erdrückt wird und sich von ferne ziemlich winzig ausnimmt. Auch ist die Gewandung zu schwer, und der zu den Füßen des Dichters liegende Hund mit dem häßlich steif emporgerichteten Kopfe sieht seinen Herrn nicht an, sondern an ihm vorbei.

Es ist übrigens nicht ohne Bedeutung, daß Scott's Denkmal, gleich vielen andern in Schottland und England, einen vorwiegend architektonischen Charakter trägt, denn von allen Künsten ist keine dem überall auf das Praktische, Tüchtige und Nützliche gerichteten Geist der Engländer so zusagend als gerade die Baukunst. Zu der ästhetischen Höhe, auf welcher die Kunst als Selbstzweck erscheint, hat sich der englische Geist noch nicht erhoben; er verlangt vielmehr von jedem Kunstwerke, daß es irgend einem Nutzen diene oder irgend eine Lehre einpräge. Nach diesem Maßstabe gemessen steht freilich die Baukunst an der Spitze sämmtlicher Künste und ist deshalb von jeher in England vorzugsweise gepflegt und ausgebildet worden. Dazu haben überdies verschiedene sowohl natürliche als auch politische Ursachen mitgewirkt. Die insulare Lage und Abgeschlossenheit der Engländer hat ihnen eine Selbst-

entwickelung und Eigenart gesichert, die alle Gebiete ihres natürlichen wie geistigen Daseins weit tiefer durchdringt, als es beim ersten Anblick scheinen mag. Wie die Bewohner des Landes selbst sind freilich auch die Anfänge ihrer Bildung vom Festlande herübergekommen; aber einmal von der lebendigen Wechselwirkung mit andern Völkern abgeschnitten, waren sie auf sich selbst angewiesen, und ihre Entwickelung ging daher in einer ununterbrochenen Stetigkeit vor sich, wie sie auf dem Festlande durch den freundlichen wie feindlichen Völkerverkehr zur Unmöglichkeit wurde, die dagegen ein charakteristisches Merkmal der englischen Bildung ist. Unter solchen Umständen konnte auch die Baukunst hier niemals so tief sinken wie z. B. während des 16. und 17. Jahrhunderts in Deutschland, in dessen nördlichem Theile namentlich der Kirchenbau so herabgekommen war, daß seine Erzeugnisse noch heute als wahre Schreckbilder von Styllosigkeit unsere Städte verunzieren. Aber auch die freie und selbstständige Entwickelung des politischen Lebens in England war von außerordentlichem Einflusse auf die Baukunst. Hier ist keineswegs der Staat der fast ausschließliche Erbauer öffentlicher Gebäude, und noch weniger übt die Staatsregierung einen polizeilichen Einfluß auf die Privatbaukunst aus. Gewerbliche und andere Körperschaften erbauten sich hier großartige Innungshäuser; die selbstständigen städtischen Verwaltungen, die freien Versammlungen

und die öffentlichen Gerichte bedurften großer Säle und Hallen; die Zerspaltung in zahlreiche unabhängige Kirchengemeinschaften und Sekten war von wesentlichem Einfluß auf den Kirchenbau. Von dem reichen Adel und dem feudalen Grundbesitz wurde der normännisch-gothische Burgbau, der italienische Villenbau und der eigenthümliche englische Hüttenbau (Cottages) begünstigt, und der sich unermeßlich ausdehnende Gewerbfleiß führte zu gewerblichen Anlagen, zu Straßen- und Brückenbauten, die allen andern Nationen zu bewunderten Mustern dienen. Die ungehinderte Betheiligung des einzelnen Bürgers an den Angelegenheiten der Allgemeinheit, sowie der durch den freien Handel und Wandel erzeugte allgemeine Wohlstand veranlaßte endlich unzählige weltliche und geistliche Stiftungen, Kranken- und Armenhäuser, Kollegien, Schulen und Bibliotheken, Kirchen, Kapellen und Denkmäler, deren Erbauung und Verwaltung vollständig unabhängig vom Staate geschieht. So ist von allen Gebäuden, die man hier im Mittelpunkte der schottischen Hauptstadt überblickt, mit alleiniger Ausnahme des Schlosses, kein einziges ausschließlich Werk und Eigenthum des Staates, wenngleich derselbe z. B. an der Gründung der National-Gallerie einen nicht unbeträchtlichen Antheil genommen hat. Zu wie andern Betrachtungen kommt man dagegen, wenn man im Mittelpunkte Berlins, Dresdens oder gar Münchens die umgebenden öffentlichen Bauwerke überschauet!

Man sollte denken, daß dieselben Ursachen und Umstände, welche von so wohlthätigem Einflusse auf die Baukunst gewesen sind, auch der Bildhauerei hätten zu Gute kommen müssen. Allein hier standen fast unüberwindliche Hindernisse im Wege. Zunächst mangelt den Engländern der lebendige Formensinn, der vorzüglich den südlichen Völkern eigen ist, bei denen er durch die Sinnlichkeit des Lebens geweckt und begünstigt wird. Sie entbehren ferner der gediegenen ästhetischen Durchbildung, welche wir Deutschen unserer Versenkung in das klassische Alterthum und unserer Philosophie verdanken. Ihre ausschließende Nationalität und ihre religiösen Vorurtheile haben sie daran verhindert, sich in dieser Beziehung von dem allgemeinen Geiste der festländischen Kulturvölker durchdringen zu lassen, während sich ihr eigener Geist unfähig erwies, eine selbstständige nationale Kunst hervorzubringen, welche der italienischen, deutschen oder französischen an die Seite treten dürfte. Sie besitzen daher wol Styl, der ihnen von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert worden ist, aber wenig Geschmack, sobald es sich um selbsterfinderische Kunstthätigkeit handelt. Ihre Bildhauerei geht meistens vom Realismus, oder richtiger Naturalismus, aus, welcher bei ihnen jedoch nicht wie bei uns aus der Schule des Idealismus hervorgegangen ist. So sehen wir denn oft genug Denkmäler, welche aller idealen Schönheit entbehren und mitunter an das

Fratzenhafte streifen. Als ein schlagendes Beispiel kann die hiesige Erzstatue des Grafen Hopetoun vor der königlichen Bank am St. Andrews Square dienen. Der Herr Graf — seine Ansprüche auf die Ehre eines Denkmales sind mir unbekannt — steht in römischer Feldherrntracht en face vor seinem hochschottischen Pony, welcher den Kopf am linken Vorderbein reibt und vergnüglich mit dem Schwanze wedelt. Man fühlt einen unwillkürlichen Reiz in den Lachmuskeln und möchte dem Künstler Lessing's Laokoon in die Hand drücken. Die großartigste Statue Edinburgs ist ohne Zweifel das Reiterbild des Herzogs von Wellington vor dem Register House vom Professor Steell. Trotz ihrer Fehler (das anspringende Pferd ruht z. B. ausschließlich auf dem Schwanze) ist sie lebendig und edel und macht einen bedeutenden Eindruck.

Die beiden ausgezeichnetsten und anziehendsten Werke der Sculptur, welche Edinburg besitzt, sind vorsichtiger Weise nicht der zerstörenden Einwirkung des nordischen Klimas preisgegeben worden. Es sind die Statuen der beiden großen Nationaldichter Scott in der Advokatenbibliothek und Burns in der Universitätsbibliothek. Die erstere rührt von einem Autodidakten Namens Greenshields her, welcher sich ganz ähnlich wie George Kemp vom Maurer zum Künstler emporgearbeitet hatte, aber leider ebenfalls einem frühzeitigen Tode erlag, ehe er seine glücklichen Anlagen zu voller Durchbildung und Reife ent-

wickeln konnte. Sie ist ein Werk des gesundesten Realismus; sie ist nicht ähnlich, sondern es ist der Mann selbst wie er leibt und lebt. Die von Lord Bacon's Grabdenkmal entlehnte Inschrift 'Sic sedebat' sagt alles. Leider ist die Statue nicht in Marmor, sondern in dem gewöhnlichen schottischen Sandstein (Freestone) ausgeführt und hat daher eine häßliche Schmutzfarbe angenommen. Während dieses Denkmal des großen Kunstdichters einem Naturkünstler verdankt wird, gehört im Gegentheil das des Naturdichters Burns der vorzugsweise klassischen Schule der englischen Bildhauerei an; es ist von Flaxman. Der Dichter ist im Kostüm seiner Zeit dargestellt, d. h. in Kniehosen, schottischen Schuhen und Strümpfen; der häßliche Leibrock wird von dem (nur zu schweren) Plaid geschickt verdeckt. Die rechte Hand hält eine Blume, die linke eine Rolle; die Arme sind fast übereinander gelegt, und zu den Füßen liegt die schottische Kappe nebst Distel und Pflugschaar. Ein Basrelief an der Vorderseite des Piedestals zeigt uns die Muse Burns bekränzend. Der Ausdruck des Gesichts ist sinnend, doch etwas weichlich, und die ganze Statue hat einen Anflug von Ziererei. Aecht englisch und großartig ist die Art, wie sie zu Stande gekommen ist, nämlich durch eine allgemeine Geldsammlung, welche in Bombay ihren Anfang genommen und in allen Theilen des britischen Reiches lebhaft befördert worden ist. So strömt das Blut selbst aus den fern-

sten Theilen des großen Staatskörpers immer wieder nach dem Herzen zurück. Leider hat die Statue, wie die von Scott, eine ungünstige Stellung und Beleuchtung. Fast unglaublich klingt es aber, daß von beiden vortrefflichen Werken, in denen die beiden größten Lieblinge Schottlands verewigt sind, weder eine plastische Nachbildung im Kleinen, noch ein Kupferstich, ja nicht einmal eine so leicht herzustellende Photographie vorhanden ist.

Es ist jedoch hohe Zeit, daß wir nach Princesstreet zurückkehren. Wir folgen der breiten Straße über den Mound nach der Altstadt und befinden uns alsbald in der Highstreet. Wie anders wirkt dies Bildniß auf uns ein! Gerade wo sich die Highstreet nach dem Schlosse und nach dem Grasmarkt hinzieht, starren uns Reihen und Gruppen von Häusern entgegen, die in ihrer schmutzigen Zerfallenheit wol alles überbieten, was irgend eine europäische Hauptstadt aufzuweisen vermag. Wie ägyptische Mumien, oder wie die Leichen im Bremer Bleikeller haben sie sich unverweslich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeschleppt. Man möchte die Elemente anrufen, sich ihrer zu erbarmen, nachdem sie ihren Glanz und Ruhm so traurig überlebt haben. Denn in denselben Häusern, wo jetzt Noth und Laster ihre Wohnstatt aufgeschlagen haben, residirten einst Reichthum, Vornehmheit und Gelehrsamkeit. Die frommen Sprüche und Sinnbilder, die einst über den Thüren und Fenstern als Wahr-

zeichen und Schutzmittel prangten, sind verwittert; die Fensterscheiben sind undurchsichtig geworden oder seit Jahren zerbrochen; aus den obern Stockwerken und den Luken der hohen niederländischen Giebel hängt auf bunten Stangen zerlumpte Wäsche zum Trocknen weit über die Straße hinaus; ja hier und dort stoßen wir sogar auf unbewohnte Häusertrümmer, die in jahrelangem Verfalle daliegen und nur zur Ablagerung des physischen und moralischen Schmutzes zu dienen scheinen.

Müßigstehende Haufen füllen die Straße und erinnern an die Lazzaroni Neapels. Hier an der Ecke haben die Werbeoffiziere ihr Büreau. Große Anschläge versprechen denen, die Lust fühlen, in das so und sovielte stattliche Regiment Ihrer gnädigsten Majestät einzutreten, ein ansehnliches Handgeld, und ein Haufe junger stämmiger Irländer umschwärmt gleich Motten das gefährliche Licht, bis sie gefangen werden. Den größten Lärmen machen auch hier wie überall die Fischweiber, welche auf großen zweirädrigen Karren, die zugleich als Tische dienen, ihre Kabeljaue, Flundern und Häringe verhökern, die sie in halb englischen halb celtischen Ausrufen mit gellender Stimme anpreisen. Die Frage, wer sich am meisten durch Schmutz auszeichne, ob die Fische oder ihre Verkäuferinnen, muß wol zu Gunsten der letzteren entschieden werden. Namentlich sind die Irländerinnen mit ihren nackten Beinen, langen Haaren und zerfetzten Röcken we-

nigstens für einen Deutschen wahre Ideale von Schmutzigkeit. Kämmen und Waschen ist ihnen ein ungeahnter Luxus. Doch nein! Es giebt rühmliche Ausnahmen, wie die sorgsame Mutter in jener Hausthür, welche mit affenhafter Emsigkeit den Kopf ihrer Tochter von seiner Einquartierung befreiet. Ein anderes fleißiges Frauenzimmer hat sich mitten auf das Straßenpflaster hingekauert und näht sich eine Schürze. An der linken Häuserreihe tastet sich ein Blinder entlang, welcher geistliche Lieder schreit, während an der rechten ein zweiter Blinder auf zwei Krücken dahergehinkt kommt, welcher der letzten Saite seiner altersschwachen Fiedel ohrzerreißende Tänze entlockt. Die geschwundene Kraft seiner Beine scheint auf seinen unermüdlichen Arm übergegangen zu sein. Neugierig treten wir in jenes Thorweg, und siehe da! auf dem Hofe ist ein halbwüchsiger Bursche beschäftigt, einen Arbeitsmann in aller Geschwindigkeit zu photographiren. Plötzlich ertönt Trompetengeschmetter, und von Holyrood kommt eine Bande Musikanten in einem offenen Einspänner durch das Gedränge gefahren, die ihre Instrumente, namentlich eine große Pauke, aus Leibeskräften bearbeiten. Wozu der Lärmen? Sie fahren einen riesigen Anschlagzettel durch die Stadt, der zum Besuche eines Wachsfigurenkabinettes in der Dunedin Halle einladet; Eintrittspreis ein halber Penny. Zu beiden Seiten der Straße sieht man in zahlreiche Closes und Wynds hinein, d. h. Gäß-

chen und Höfe, welche wie Felsschluchten jählings in die Tiefe hinunterführen und so enge sind, daß es unmöglich ist, beide Arme zugleich auszustrecken. Hier giebt es Wohnungen ohne Fenster, zu deren Bewohnern das Tageslicht nur durch die offenen Thüren dringt!

Wohlthuend ist es, daß wir selbst in diesem Hauptquartier des Elendes verhältnißmäßig wenigen Polizeidienern begegnen. Die Zeiten sind vorüber, wo die vornehmsten Familien des Landes ihre Streitigkeiten in der vornehmsten Straße der Hauptstadt auszufechten pflegten, wo ein Mann von Rang, wie Walter Scott sagt, nicht zweimal über die Highstreet gehen konnte, ohne dreimal sein Leben zu wagen. Bei dem großen, unter dem Namen der 'Pflasterscheuerei' (Cleanse-the-Causeway) bekannten Straßenkampfe zwischen den Hamiltons und Douglases (1520), wo ein Bischof an der Spitze jeder Partei stand, sollen mehr als zweihundert Leichen die Straße bedeckt haben. Auch der Pöbel, der es noch 1736 wagen konnte, den vom Könige begnadigten Capitän Porteous auf eigene Hand hinzurichten, ohne daß je die Thäter entdeckt wurden, hat seine alte Rauflust abgelegt und sich der Gesittung zugänglicher gezeigt. Erstreckt doch die Bildung selbst bis hierher ihre Polypenarme, indem sie die untersten Schichten des Volkes durch Lesezimmer und Volksbibliotheken zu geistigem Leben zu erwecken sucht.

Das merkwürdigste Haus in Highstreet ist ohne

Frage das des Reformators John Knox. Es ist ein vorspringendes Eckhaus und steht an der Stelle, wo die Straße sich verengt und den Namen Netherbow erhält. Im 15. Jahrhundert erbauet und lange Zeit von den Aebten von Dunfermline bewohnt, wurde es vom Magistrat zur Dienstwohnung für Knox eingerichtet, als dieser im Jahre 1560 zum Prediger der Stadt erwählt wurde. Seitdem war hier bis zu seinem Tode (1572) das Hauptquartier der schottischen Reformation. Von seinem Erker aus schoß er die Pfeile seiner Blicke und Worte nach dem Schlosse hinauf, wo zeitweise die von ihm als heidnische Jesebel tödtlich gehaßte Marie wohnte. Hier wurden alle die Fäden gesponnen, aus denen allmählich das puritanische Glaubensnetz zusammengestrickt worden ist, das noch heute die Geister und Herzen Schottlands umgarnt hält. Als das Haus 1849 den Einsturz drohte, wurde es von der städtischen Behörde zum Abbruch verurtheilt, jedoch vermittelst einer öffentlichen Geldsammlung wiederum hergestellt, so daß es von neuem einigen Jahrhunderten Trotz bieten kann. Ein Tabakshändler, in dessen Besitze es sich gegenwärtig zu befinden scheint, theilt sich mit einem Barbiere in das Untergeschoß und stellt die Sehenswürdigkeiten seines Besitzthums an bestimmten Tagen dem Publikum für eine Kleinigkeit zur Schau. Schon die Außenseite verräth ein geistliches Haus. Gerade an der Ecke springt eine steinerne Figur hervor, die den Reformator

in leidenschaftlicher Bewegung predigend darstellt; so soll er oft aus seinem Fenster die versammelte Menge angeredet haben. In einer Sonne steht der Name Gottes griechisch, lateinisch und englisch angeschrieben, und über der Thür lesen wir in alterthümlichem Englisch die Inschrift: Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Eine steinerne Freitreppe führt von der Straße unmittelbar ins erste Stock, von wo aus dunkle und überaus schmale Stiegen die mannichfaltigen Stübchen, Kämmerchen und Erker mit einander verbinden. Alles ist eng, niedrig und winklig. Die besten Zimmer sind Knox's Wohn-, Schlaf- und Studirzimmer. Das letzte ist so außerordentlich klein, daß es nur für Eine Person Raum hat. Solche kleine Kabinette waren in den alten schottischen Häusern häufig und dienten als Kapellchen, in denen der Hausvater ungestört von seiner Familie seine Andacht zu verrichten pflegte; bezeichnend genug für die Stellung, welche der Familienvater im schottischen Leben nicht nur als Herr, sondern zugleich auch als Priester seines Hauses einnahm. In diesen Zimmern also schrieb Knox seine Geschichte der Reformation und hier entging er einmal glücklich der Nachstellung eines Meuchelmörders, dessen Kugel von der Straße her den Leuchter traf, bei welchem der Reformator studirte. Sollte man es glauben, daß diese denkwürdigen Räume gegenwärtig mit einer Art ethnographischem Museum ausstaffirt sind? Bogen und Pfeile, Götzenbilder und Federmäntel

von den Südsee-Inseln hängen an den Wänden, an welchen einst die schweinsledernen Folianten des Reformators in ehrwürdigen Reihen aufgestellt waren. Wäre die schottische Frömmigkeit wirklich eine Herzenssache, so könnte sie es unmöglich dulden, daß ein solches Haus zu einer Raritäten-Bude herabgewürdigt wird, welche namentlich wol die ländliche Bevölkerung anlocken und auf diese Weise den Seckel des Eigenthümers füllen soll. Wir Deutschen wenigstens, auf deren Religiosität Engländer und Schotten so gern verächtlich herabzublicken pflegen, würden uns schämen, unsere Luther-Zimmer so entweihen zu lassen. Die einzige Curiosität des Hauses, welche wirklich auf Knox Bezug hat, ist sein hölzerner Armstuhl.

Setzen wir unsern Weg nach Holyrood fort, so kommen wir zunächst nach Canongate, das thatsächlich nur eine Fortsetzung der Highstreet ist. Gegründet, wie erwähnt, von den Chorherren der Abtei Holyrood, bildete es lange Zeit einen für sich bestehenden, von der Abtei regierten Flecken, bis die letztere in Verfall gerieth, und Canongate mit Edinburg vereinigt wurde. Jahrhunderte lang war es der Hauptzugang vom Palaste her zur Stadt, und Alles, was Schottland an Stolz, Glanz und Schönheit besaß, ist über sein Pflaster geschritten, auf das sich jetzt nie mehr der Fuß eines Gentleman, geschweige einer Dame verirrt. Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten nicht weniger als zwei herzogliche und

achtzehn gräfliche Familien hier ihre Stadtwohnungen. Unter diesen ehemaligen Herrenhäusern zieht noch jetzt Moray House durch seine eigenthümliche Bauart unsere Aufmerksamkeit auf sich. Im Anfange des 17. Jahrhunderts von einer verwittweten Gräfin Home erbauet, war es lange Zeit hindurch besonders wegen seines schönen, terrassenförmig nach Süden abfallenden Gartens berühmt. Hier schlug Cromwell während seines Aufenthaltes in Schottland sein Hauptquartier auf, und hier sollen auch die Präliminarien des Unions-Vertrages zwischen den beiden Reichen unterzeichnet worden sein. Und jetzt? Ein blank gescheuertes Messingschild verkündet uns, daß der alte Grafensitz gegenwärtig in eine Normalschule der Freien Kirche verwandelt ist. Noch schlimmer ist es der nahegelegenen Residenz der ehemaligen Herzöge von Queensberry ergangen, die nach einander zu einer Kaserne, einem Fieberhospital und jetzt gar zu einer Herberge für Obdachlose herabgesunken ist. Sic transit gloria mundi!

Das letzte Haus auf der Südseite endlich, das sogenannte Abbey Court House, zeichnet sich zwar nicht durch sein Aeußeres, desto mehr aber durch seine Bestimmung aus, indem es zu einer Zufluchtsstätte für zahlungsunfähige Schuldner dient; ein Privilegium, das sich noch von der Abtei herschreibt, deren geheiligter Umkreis nach mittelalterlicher Sitte allen Verbrechern Schutz gewährte. Den Einwohnern desselben, denen der Volkswitz den Spitznamen

der 'Abtei-Lords' beigelegt hat, ist gestattet, auf dem zu Holyrood gehörigen königlichen Grund und Boden (the Queen's Park) — der unter andern den Arthurssitz und die Salisbury-Klippen begreift — frei umherzugehen. Verlassen sie jedoch diesen Bezirk, so verfallen sie sofort dem Arme der Gerechtigkeit. Uebrigens wird sich, Dank der modernen Gesetzgebung, dieses Asyl bald überlebt haben; die Zahl seiner Bewohner ist in stetiger Abnahme begriffen, und mehrere für sie errichtete Nebengebäude sind in den letzten Jahren niedergerissen worden.

Die Straße öffnet sich nun zu einem weiten, wüst aussehenden Platze, und wir stehen vor Holyrood.

VI.

Holyrood.

Es giebt schwerlich einen deutschen Jüngling, in welchem nicht Schillers Trauerspiel wenigstens eine vorübergehende Schwärmerei für die schöne und durch ihr tragisches Geschick doppelt reizende Stuart hervorgerufen hätte. Sie ist in der That durch unsern Lieblingsdichter eine der unsrigen geworden; die beiden Namen Schottland und Maria Stuart sind für einen Deutschen unzertrennlich verbunden, und der Reiz, die durch sie berühmt gewordenen Stätten aufzusuchen, ist für uns vielleicht noch größer, als selbst für ihre Landsleute. Vor allen andern lebt Holyrood in unserer Phantasie als eine dunkle, unheimliche Ruine, an der das Blut Rizzio's und die Thränen Marien's kleben. Hier nahm ihr Schicksal seine Wendung, und man kann ohne große Uebertreibung sagen, daß sie nicht in Fotheringay, sondern in Holyrood hingerichtet worden ist.

Wer mit diesen oder ähnlichen Gedanken dem Schlosse nahet, wird sich mehrfach getäuscht sehen, denn zunächst liegt wol die Kapelle, aber keineswegs das Schloß in Trümmern. Geneigt, wie wir sind, alles, was die tragische Weihe der Geschichte empfangen hat, von der gemeinen Wirklichkeit und Alltäglichkeit abzusondern, möchten wir auch Holyrood lieber als eine ehrwürdige Ruine erblicken, welche anstatt Kammerdienern und Zofen nur noch Eulen und Fledermäusen zur Wohnung diente und anstatt von Gascandelabern nur vom Vollmond erleuchtet würde. Statt dessen sehen wir ein im Viereck gebautes Schloß mit runden Eckthürmen vor uns, weder von großartigen Verhältnissen, noch von geschmackvoller Bauart. Der Palast, der in der Geschichte als ein Schauplatz der düstersten Romantik lebt, ist jetzt eine mittelmäßige Nachahmung des griechischen Styls, mehr modern als mittelalterlich und mehr als alles Andere den Eindruck dessen machend, was man in Mecklenburg 'unrustig' nennt. Der größte Theil des gegenwärtigen Gebäudes stammt aus der Zeit Karls II., und nur ein unbedeutender Rest des ursprünglichen ist übrig geblieben, da die englischen Truppen namentlich unter Cromwell hier wiederholt auf das ärgste gehaust haben. Der zum Palast gehörige Garten, der kahl und häßlich und nur mit Obstbäumen bestanden ist, wird theilweise von einem hohen eisernen Gitter umgeben, welches Karl X. aus Frankreich mitgebracht und hier auf-

gestellt hat; vielleicht glaubte er sich auf diese Weise gegen das Volk schützen zu müssen. Der Platz vor dem Palaste ist schlecht geebnet und unsauber, wird aber ohne Zweifel durch die fortgesetzten, von der Königin Victoria angeordneten Verbesserungen allmählich zu einer schönen und würdigen Umgebung des alten Königssitzes umgeschaffen werden. Es ist bereits viel gethan, um die angrenzenden Hütten und den aufgehäuften Schmutz hinwegzuschaffen.

Wir treten ein. Links wohnt der Kastellan, rechts ist die Wachtstube. Breite Bogengänge umgeben den innern Hof und führen uns links nach den Gemächern der Maria Stuart, während sich auf der rechten Seite die Zimmerreihe befindet, welche noch jetzt regelmäßig von der Königin bewohnt wird, so oft sie nach Edinburg kommt. Das geschieht bekanntlich jeden Herbst, wenn sie sich nach ihrem Hochlandschlosse Balmoral begiebt; doch beschränkt sich die Dauer ihres Aufenthaltes in der Regel auf eine einzige Nacht. Dieser südöstliche Flügel war es auch, in welchem der Prätendent im Jahre 1745 seine Residenz aufschlug und der später zweimal (1795 und 1830) den aus Frankreich geflüchteten Karl X. beherbergte.

Im nördlichen Flügel liegt der große Thronsaal. Er enthält 106 Bildnisse schottischer Könige, welche ein flämischer Maler De Witt im Auftrage Jakob's II., als er noch Herzog von York war, ausgeführt hat. Die meisten derselben sind Schöpfungen seiner eigenen Einbildungskraft,

und es ist vollkommen gleichgültig, ob man ihnen den Namen Fergus, Malcolm oder Duncan beilegt. Es ist reine Fabrikarbeit, und das einzig Merkwürdige dabei ist, daß solche Sudeleien auch nur noch Einen Tag in dem königlichen Palaste der schottischen Hauptstadt geduldet werden können. Weit entfernt sie zu beseitigen, hat man sie erst vor nicht langer Zeit gereinigt und ausgebessert. Wenn irgendwo, so wäre in diesem Saale der Ort für eine schottische Bildnißgallerie, welche nicht allein gekrönte Häupter, sondern alle nationalen Größen und Berühmtheiten umfassen und natürlich nur aus verbürgten Originalen oder aus guten Kopien derselben bestehen dürfte. Ein solches Unternehmen scheint keineswegs schwierig, und es ist bereits ein höchst anziehender Anfang dazu gemacht worden. Wir meinen die vier Gemälde, welche früher in Hampton Court befindlich seit Kurzem auf Bitten der Herzöge von Hamilton und Buccleuch, des Marquis von Dalhousie und anderer schottischer Lords von der Königin ihrer ursprünglichen Heimath zurückgegeben und seitdem in diesem Saale aufgestellt worden sind. Früher wurden sie allgemein dem Mabuse zugeschrieben, bis der verdiente Antiquar David Laing, der zuerst ihre Rückgabe in Anregung brachte, nachgewiesen hat, daß sie nicht von Mabuse, sondern aus der Schule Van Eyck's herstammen. Das erste Gemälde stellt Jakob III. (1460—1488) unter dem Schutze des h. Andreas betend dar; hinter ihm kniet sein

etwa zwölfjähriger Sohn, der nachmalige Jakob IV. Auf dem zweiten Bilde sehen wir seine Gemahlin Margarete von Dänemark, gleichfalls betend und von einem Heiligen beschützt, der in voller Rüstung und die Kreuzzugsfahne haltend hinter ihr steht, auf dem dritten Marie von Geldern als h. Cäcilia die Orgel spielend, während ihr Beichtvater im Vordergrunde kniet, auf dem vierten endlich, das kein geschichtliches Interesse darbietet, eine h. Dreieinigkeit. Gott Vater auf einem Thron sitzend hält den Gekreuzigten auf dem Schooße, und zwischen den Köpfen des Vaters und des Sohnes schwebt die weiße Taube. Herr Laing hat aus den auf den Bildern angebrachten Wappen und andern Anzeichen überzeugend dargethan, daß dieselben als Altargemälde für die von Marie von Geldern, Gemahlin Jakobs II., im Jahre 1462 gegründete (im J. 1848 abgetragene) Kirche der h. Dreieinigkeit gemalt worden sind. Sowohl vom geschichtlichen wie vom künstlerischen Standpunkte betrachtet sind diese Gemälde ein wahrer Schatz, und in beiden Beziehungen ließe sich kaum ein besserer Ausgangspunkt für eine historische Gallerie Schottlands wünschen.

Im Thronsaal werden noch jetzt von den schottischen Peers ihre Stellvertreter für das Parlament gewählt. Auch versammelt sich hier jährlich im Mai die gesammte schottische Geistlichkeit und wird vom Lord Kommissar Namens der Königin bewirthet — eine Festlichkeit, bei welcher die

geistlichen Herren nicht bloß geistigen Hunger und Durst entwickeln sollen und die daher auch das hübsche Sümmchen von einigen tausend Pfunden zu kosten pflegt.

Enge und winklige Treppen führen uns von hier nach dem Heiligthum des Palastes, nach den Zimmern der hingerichteten Königin, welche auf ausdrücklichen Befehl der Königin Victoria sorgfältig in ihrem ehemaligen Zustande erhalten werden. Leider aber sind die Wände mit abscheulichen, zerrissenen Kupferstichen behängt, welche um so mehr entfernt werden sollten, als sie meist ohne allen Bezug auf die Geschichte dieser Räume sind. Im Wohnzimmer Mariens steht auf einem Tische ein interessantes auf Marmor gemaltes Heiligenbild, welches aus vielen Bruchstücken mühsam wieder zusammengesetzt ist. Das soll John Knox in Gegenwart der Königin mit eigener Hand zerschlagen haben. Zu solcher barbarischen Wuth konnte ihn sein Fanatismus hinreißen! An das Wohnzimmer stößt Mariens Schlafzimmer mit seinen verblichenen Gobelins und dem rothseidenen Himmelbette, und unmittelbar hinter demselben liegt das denkwürdige kleine Thurmgemach, in welchem am 9. März 1566 David Rizzio in ihrer Gegenwart ermordet wurde. Die von Darnley bewohnten Zimmer enthalten nichts, was unsere Aufmerksamkeit fesseln könnte, und der wohlbekannte große Blutfleck an der Treppe, wo Rizzio den sechs und fünfzig Dolchstößen erlag, ist zu apokryphischer Natur, als daß er unsere Theilnahme zu erregen vermöchte.

Aerger ist wol niemals eine Fürstin gemißhandelt worden, als Maria durch diesen in ihrem eigenen Zimmer an ihrem Günstling vollbrachten Mord. Die früheren Geschichtschreiber, welche so viel von ihren Fehlern und angeblichen Sünden zu erzählen wußten, haben meistens vergessen, die Roheit ihres Volkes und selbst ihrer nächsten Umgebungen in Anschlag zu bringen, und erst in neuerer Zeit hat die Geschichte angefangen, der unglücklichen Frau gerecht zu werden, welche als Opfer für die Union der beiden Reiche gefallen ist. Schon durch ihre Geburt und noch mehr durch ihre Erziehung war sie in einen entschiedenen Gegensatz zu dem in ihrem Vaterlande herrschenden Geiste versetzt worden. Durch ihre Geburt insofern, als von mütterlicher Seite her leichtes französisches Blut in ihren Adern floß. Die ihr angeborene Empfänglichkeit für heiteren und sinnlichen Lebensgenuß wurde dann am französischen Hofe vermehrt und ausgebildet, und es zeugt von der Reinheit ihres Herzens und der Tüchtigkeit ihres Charakters, daß sie aus dem sittenlosen Treiben, womit ihre Schwiegermutter Katharina von Medici ganz Paris verpestete, unbefleckt hervorging. Denn die gewöhnliche Ansicht, daß Maria viel geliebt habe und ihr deshalb viel vergeben werden müsse, hat sich als falsch erwiesen. Es gilt jetzt als ausgemacht, daß Rizzio, ein nichts weniger als schöner und obenein kränklicher Mann, keineswegs ihr Geliebter, sondern nur ihr vertrauter Geheimschreiber war,

der ihren Briefwechsel mit den katholischen Mächten, namentlich mit Spanien und dem Papste führte, mit welchen Maria über einer Wiederherstellung des Katholizismus in Schottland brütete, wogegen ihr diese beiden Mächte zur Anerkennung ihres Erbrechtes auf England verhelfen sollten. Dieser letzte Punkt allein und keineswegs wirklicher Glaubenseifer war es, welcher in Maria die Bereitwilligkeit hervorrief, das Interesse der katholischen Kirche zu fördern; denn vom katholischen Standpunkte aus war sie und nicht Elisabeth die rechtmäßige Königin von England. Außer der Mitwissenschaft um ihre geheime Politik erwarb sich Rizzio die Gunst seiner Herrin namentlich durch seine ästhetische Bildung und feine Sitte, in welcher Beziehung er ohne Zweifel dem gesammten schottischen Adel überlegen war. Er zeichnete sich als Poet und Musiker aus, und einige noch heute volksthümliche englische Weisen werden ihm zugeschrieben. Maria, welche sich, wenn die unter ihrem Namen auf uns gekommenen Gedichte wirklich von ihr herrühren, gleichfalls nicht nur in der englischen, sondern auch in der französischen und italienischen Sprache als Dichterin versuchte und nicht geringere Anlage und Neigung zur Musik besaß, fand bei ihren Umgebungen weder Sinn noch Verständniß für diese Lieblingsstudien, so daß sie auch in dieser Beziehung auf den Umgang mit dem kunstsinnigen Rizzio angewiesen war. Daß Rizzio schwärmerische Liebeslieder auf seine Herrin dichtete (vor-

ausgesetzt, daß sie ächt sind), ist nur im Charakter der Zeit und spricht vielmehr gegen als für eine sinnliche Liebe. Dem Unreinen ist freilich alles unrein. Klingt das folgende letzte Lied Rizzio's (in der trefflichen Uebersetzung von Gisbert von Vincke) wie die Sprache eines in unerlaubtem Genusse schwelgenden Liebhabers?

Herrin, dein sterngleich Aug' allein
Leiht meiner Seele Licht!
Dein Mund in süßen Melodei'n
Lieb' — oder Gnade spricht.
Der Liebe Sklave knie' ich hin.
Maria!
Du meiner Seele Königin!

Die Berg' in deinem Heimathland
Sind kalt und grau und leer:
Nicht länger weil' am Nebelstrand,
Mein Haus liegt fern am Meer—
Dort rollt die Woge blau dahin,
Maria!
Du meiner Seele Königin!

Die Rose flicht zum Kranz sich dir,
Der Zither Klang erwacht:
Soll denn der rauhe Nordwind hier
Dir rauben deine Pracht?
Nein, flieh solch Loos und zieh dahin,
Maria!
Du meiner Seele Königin!

Maria müßte eine vollendete Heuchlerin gewesen sein, wenn sie ihrem Schreiber je eine andere als eine poetische Liebe gestattet, oder eine andere Zuneigung zu ihm gefühlt hätte. Ihr ganzes Benehmen zeigt, daß sie noch immer mit schwärmerischer Liebe an Franz II., dem Gemahl ihrer Jugend, hing. Sie hat dieser Liebe in rührenden Liedern Worte gegeben. Seit seinem Tode trug sie unausgesetzt Wittwenkleider, welche sie nicht einmal ablegte, als sie mit Darnley vor den Altar trat. Nur in der festlichen Versammlung am Abend nach der Trauung vermochten es die Bitten des Bräutigams über sie, sich in einem andern, der frohen Feier angemesseneren Kleide zu zeigen.

Maria's Ehe mit Darnley war weniger aus Liebe als aus Politik hervorgegangen. Elisabeth hatte ihn auf diplomatischem Wege in ihre Nähe bringen lassen und sie zur Heirath mit ihm zu bewegen gewußt. Ueberhaupt hat Elisabeth, welche alle Fehler der weiblichen Natur ohne ihre Vorzüge besaß, von Anfang an die schändlichste Rolle gegen die arglose und unbesonnene Maria gespielt und sie durch jahrelange Listen und Ränke schlangenartig umstrickt, bis sie ihre Person und ihr Reich in ihre Gewalt gebracht hatte. Maria bewies ihrem zweiten Gemahl nichtsdestoweniger wenigstens eine aufrichtige Freundschaft. Einige Jahre älter als er und ihm an Geist und Charakter weit überlegen, suchte sie einen bildenden Einfluß auf ihn zu üben; sie hatte Nachsicht mit seinen Fehlern, vergab ihm

Rizzio's Ermordung und pflegte ihn sogar mit Aufopferung, als er an den Pocken krank darniederlag, wobei sie sich der Ansteckung und Entstellung aussetzte. Das ist ein Charakterzug, welcher sie der eiteln und selbstsüchtigen Elisabeth gegenüber im schönsten Lichte ächter Weiblichkeit erscheinen läßt. Elisabeth, die sich doch nur einbildete schön zu sein, hätte um keines Mannes willen je diese eingebildeten Reize auf's Spiel gesetzt. Aber Darnley zeigte sich einer solchen Gemahlin durchaus unwürdig. Charakterlos, roh und niederträchtig, ergab er sich der Ausschweifung, trachtete nach der alleinigen königlichen Gewalt, schmiedete Ränke mit dem Adel und sank überhaupt immer tiefer, bis er seine Stellung so weit vergaß, daß er, absichtlich zur Eifersucht gegen Rizzio aufgestachelt, sich an die Spitze der gegen den armen Sänger verschworenen Edelleute stellte. Das angebliche Liebesverhältniß der Königin war nur ein Vorwand der Verschworenen, deren Wuth vielmehr dem politischen Einflusse Rizzio's galt. Darnley selbst erklärte nach dem Morde, daß seine Gemahlin vollkommen rein von dem in dieser Beziehung auf sie geworfenen Verdachte sei. Als die Verschworenen auf der engen Hintertreppe in das Thurmzimmerchen eingedrungen waren, wo Maria eben mit ihren Vertrauten beim Abendessen saß, setzte sich Darnley zu ihr und umschlang sie mit verstellter Zärtlichkeit, um sie von seinem Opfer zu entfernen, und als nach vollbrachter Mordthat der vom Krankenbette aufgestandene

Lord Ruthven in das Zimmer der Königin zurückkehrte und einen Becher Wein forderte, um sich nach der Anstrengung zu stärken, wußte Darnley nicht einmal sein Hausrecht gegen solche Ungebühr zu gebrauchen. Wer will da den ersten Stein auf die gemißhandelte Königin werfen, wenn sie im Gefühl der tiefsten Kränkung ausruft: 'Jetzt will ich Rache studiren!?'

Maria's größtes Unglück war ihre Bekanntschaft mit dem Grafen Bothwell. An seiner entschlossenen Thatkraft und seinem überlegenen Verstande hoffte sie vielleicht die männliche Stütze zu finden, welche ihr Darnley nicht gewährte und deren sie bei den anarchischen Zuständen ihres Reiches so dringend bedurfte. Leider ließ sie ihn diese Hoffnung in unbesonnener Weise merken, ohne deshalb an eine Ehe mit ihm zu denken und ohne seinen verbrecherischen Charakter in seiner ganzen Tiefe zu ahnen. Bothwell wollte Marien und durch sie ihren Thron besitzen und scheute kein Mittel, das ihn zu diesem Ziele zu führen versprach. Zuerst mußte Darnley aus dem Wege geschafft werden, und hierin eilte Bothwell Marien's Rachestudien weit voraus; er beseitigte ihn jedoch nicht Marien zu Liebe, sondern in seinem eigenen Interesse. Es ist gänzlich unerwiesen, daß Marie die Ermordung ihres Gemahls angezettelt und herbeigeführt habe; selbst daß sie darum gewußt habe, ist nicht ausgemacht, und nur von dem einen Vorwurf ist sie nicht freizusprechen, daß sie den Thäter straflos

ausgehen ließ und ihm nicht einmal ihre Gunst entzog. Nach der früheren Ansicht sollte die Uebersiedelung Darnley's nach der Kirk of Field von Maria im Einverständniß mit den Mördern bewerkstelligt worden sein, allein eine genauere Erforschung aller Umstände und eine vorurtheilsfreiere Beurtheilung läßt es viel wahrscheinlicher erscheinen, daß während Darnley's Krankheit eine wirkliche Versöhnung der beiden Gatten stattfand, und daß Maria den genesenden Gemahl lediglich in der Absicht von Glasgow nach Edinburg bringen ließ, um ihn hier desto besser verpflegen zu können. Daß er nicht im Palaste, sondern in einem nahe liegenden, der Königin gehörigen Hause wohnte, wird durch die ansteckende Natur seiner Krankheit hinlänglich erklärt.

Der zweite Schritt, den Bothwell zur Erreichung seiner Absichten that, war der, daß er Maria zu seiner Gemahlin machte, noch ehe sie ihm kirchlich verbunden war. Das ist freilich ein Punkt, der sich am allerwenigsten beweisen läßt, aber es liegen doch so viele Anzeichen vor, und das Verhalten der beiderseitigen Charaktere zu einander stimmt so vollständig damit überein, daß man kein Bedenken zu tragen braucht, diese Ansicht auszusprechen. Was blieb da der armen, von allen Seiten verrathenen Königin übrig, als dem Mörder ihres Gemahls, der zugleich ihr Verführer war, ihre Hand zu reichen? Damit mußte sie sich freilich vollständig um die Achtung und Liebe ihrer Unterthanen bringen, denen die zwingenden Beweg-

gründe zu diesem unheilvollen Schritte nothwendiger Weise verborgen bleiben mußten. Der letzte Rest von Gehorsam verschwand — ging doch die Geistlichkeit so weit, ihr das Aufgebot zu verweigern! — und ein Jahr später sah sie sich genöthigt, aus dem Lande ihrer Väter zu fliehen und den Boden ihrer Todfeindin zu betreten.

Auch für Bothwell war kein Bleiben mehr im Vaterlande. Sein dunkles Ende läßt uns einen tiefen Blick in den Abgrund seines Charakters thun. Nachdem er einige Jahre hindurch das wilde Leben eines Seeräubers geführt hatte, beschloß er sein Dasein in einem dänischen Kerker.

Zeigt sich uns so Maria Stuart als Frau in einem milderen Lichte als bisher, so scheint sie als Regentin nach den neueren Forschungen noch günstiger beurtheilt werden zu müssen. Daß sie einen äußerst gebildeten und freien Geist besaß, gestehen ihr Freund und Feind zu. Sie war in Staatsgeschäften durchaus nicht unbewandert, wußte die Verhältnisse und Bedürfnisse ihres Landes mit Klarheit zu beurtheilen, und besaß Einsicht und Muth ihre Entschlüsse auszuführen. Namentlich war sie in religiöser Hinsicht gerecht und duldsam. Die schottischen Geschichtsschreiber selbst müssen einräumen, daß sie dem Protestantismus in keiner Weise feindlich entgegen trat, und es zeigt sich klar, daß der Fanatismus in ihrem Falle nicht auf Seiten der Katholiken, sondern auf Seiten der Protestanten war. Schon ihr heiterer Sinn und ihre franzö-

sischen Sitten erschienen dem finstern Knox und seinen Anhängern als sündhaft und verbrecherisch. Wie war es überhaupt für eine Frau möglich, ein Land zu regieren, das sich in voller Anarchie befand und das nicht mit dem Szepter, sondern mit dem Reichsschwerte im Zaum gehalten sein wollte? Maria besaß kein einziges von den Hülfsmitteln, die heut zu Tage nothwendig erscheinen, um einen Staat zu regieren. Sie hatte kein zu blindem Gehorsam verpflichtetes Heer, keinen geschulten Beamtenstand, keine geordnete Rechtspflege, kein Achtung gebietendes Parlament. Der rohe und unbändige Adel fröhnte nur seinen Raufereien und Ränken und war nur in seinem Widerstande gegen die königliche Gewalt einig, da er die aus seiner Mitte hervorgegangenen Stuarts nicht über sich erkennen wollte; der Bürgerstand, ohne Bildung und Geltung, bildete keine geschlossene Masse, sondern hing rottenweise bald diesem bald jenem Führer an; die Geistlichkeit endlich, von beispielloser Glaubenswuth geblendet, durchbrach ungestraft die Schranken des Gesetzes und bot der königlichen Gewalt Trotz. Und in diesem politischen Chaos stand die Königin allein, eine zweite Helena, deren Schönheit alle Großen nach ihrer Hand und ihrem Throne lüstern machte und ihr als das verderblichste Geschenk der Götter den Untergang bereitete. 'Niemand, so sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller von ihr, konnte sie ohne Bewunderung und Liebe erblicken oder kann ihre Geschichte ohne Betrübniß lesen.'

Nicht einmal Mariens Gebeine haben eine Ruhestatt in ihrem Vaterlande gefunden, und ich kann mich keiner Nachricht über das Schicksal derselben erinnern. Vermuthlich sind sie im Schlosse Fotheringay verscharrt worden. Ihr Gemahl Darnley dagegen ist in den Gewölben der Abtei Holyrood, des Erbbegräbnisses der Stuarts, beigesetzt worden. Die Grabsteine dieser unglücklichen Königsfamilie sind halb verwittert und die Inschriften erloschen, während an den Seitenwänden moderne Denkmäler kürzlich Verstorbener prangen, da einzelne Familien noch immer das Recht besitzen, in diesen Ruinen begraben zu werden, welche eigentlich nur Königsgräbern geweiht sein sollten. Mehr als alle Grabsteine aber fesselte mich die noch deutlich erkennbare Marmorstufe vor dem Hochaltar, wo Maria mit Darnley gekniet hat, als ihre Ehe eingesegnet wurde.

Wo einst ihre Thränen geflossen,
Sind Schlangen hervorgekrochen!

VII.

Nach Melrose, Abbotsford und Dryburgh.

Das Wetter war trübe und drohte mit Regen, als ich auf dem Bahnhofe der Nordbritischen Bahn den nach Melrose gehenden Frühzug bestieg. Ein unfreundlicher Ostwind trieb vom deutschen Meere her schwere Wolken über das Land und verstattete nur selten hellere und freundliche Aussichten. Der Arthurssitz und die Pentland-Berge zur Rechten, Portobello und der Forth zur Linken flogen schnell an uns vorüber. Die Bahn läuft dann eine Strecke bald rechts, bald links am Galawasser, einem Nebenflüßchen des Tweed entlang, und erinnert lebhaft an die belgische Eisenbahn zwischen Lüttich und Verviers, die sich ganz ähnlich im Thale der Vesdre dahinzieht. Die wellenförmige Landschaft ist überall sauber, fruchtbar und wohlangebaut. Stattliche Herrensitze und Parks, zerfallene Thürme und Burgruinen auf den Höhen, häßliche Kohlengruben auf den Feldern, felsige Schluchten mit Eller- und Haselgebüsch,

kleine Ortschaften und einzelne schiefergedeckte Gehöfte folgen sich in raschem Wechsel. Der dunkle Felsboden ist von einer eben so dunkeln Humusschicht bedeckt und, wo er nackt zu Tage tritt, mit blühendem Ginster bekleidet. Die Berge hinauf ziehen sich nicht minder dunkle Fichtenwälder, welche jedoch von Anpflanzungen hellgrüner Lärchenbäume angenehm unterbrochen werden. Um die frischgepflügten Aecker schwärmen große Schaaren schreiender Dohlen und gieriger Möven, welche hinter dem Pflüger her auf Engerlinge und anderes Gewürm Jagd machen. Dazwischen liegen steinige oder moorige Aenger, wo Kühe und Schafe weiden, und die armen Lämmer bei ihren Müttern Schutz vor Kälte und Nässe suchen. Denn die Schafe, die hier das ganze Jahr hindurch im Freien leben, müssen sogar ihre Lammzeit draußen überstehen, so daß alljährlich viele Lämmer den Nachtfrösten zum Opfer fallen. Ein schrecklicher Gedanke für jeden, der an deutsche Stallfütterung — im eigentlichen und uneigentlichen Sinne — gewöhnt ist. Selbst in den nächsten Umgebungen Edinburgs, auf dem Arthursitz, dem Calton Hill und in den Princesstreet-Gärten, kann man täglich todte Lämmchen finden.

Den eigenthümlichsten Zug der Landschaft bilden die Steinzäune (Dykes), mit denen alle Felder und Gärten umhägt sind. Dem Engländer ist bekanntlich sein Haus seine Burg; aber auch seinen Garten und sein Feld scheint er nicht eher als sein volles Eigenthum zu betrachten, ehe

er es nicht durch Zaun oder Mauer von der übrigen Welt abgeschlossen hat. Es ist eine urgermanische Sitte. Er legt sogar Fallen und Selbstschüsse gegen räuberische Eindringlinge und macht mit englischer Ehrlichkeit durch große Warnungstafeln darauf aufmerksam. In England sind es meist lebendige Hecken, die zur Umzäunung dienen und sich wie ein anmuthiger grüner Schleier über die Landschaft legen, während die schottischen Steingehäge sie wie mit einem grauen Spinngewebe überziehen. Freilich werden auf diese Weise die steinigen Felder am bequemsten und billigsten von den zahllosen Wacken gereinigt, zumal da man erst in neuerer Zeit angefangen hat, die auf einander gewälzten Steine zu behauen und durch Mörtel zu regelmäßigen Mauern zu verbinden. Man kann stundenlang zwischen solchen Steinzäumen, von denen selbst die Eisenbahnen stellenweise eingefaßt sind, einhergehen, ohne eine andere Aussicht zu genießen als die dann und wann durch ein Gatterthor oder eine Mauerlücke gewährt wird. Die Einfassung der Eisenbahnen dient zur Abhaltung des weidenden Viehes und ist hier vorzugsweise nöthig, wo so wenige Aufseher an den Bahnen angestellt sind, und die Uebergänge über dieselben grundsätzlich entweder über Brükken oder durch Tunnel geführt werden, um die bei Uebergängen in derselben Ebene nothwendigen Wärter zu ersparen.

Die erste bedeutende Station ist Galashiels, ein schnell aufgeblühtes Fabrikstädtchen, wo, größtentheils aus austra-

lischer Wolle, Tartans, Tweeds und Shawls von außerordentlicher Feinheit gewebt werden. Die von Burns besungenen 'braven Burschen von Gala' müssen also nicht nur lustige Kumpane, sondern auch fleißige und geschickte Arbeiter sein.

Melrose, das man von hier sehr bald erreicht, ist angenehm in einem Kessel gelegen, der besonders reich an Obstgärten ist. Es ist einem großen Dorfe ähnlicher als einer Stadt — ich sah sogar einzelne Strohdächer — und zeichnet sich durch nichts als durch die mitten im Orte gelegene Abtei aus. Hier ist die wahre Heimath der Scotts. Aus dem Omnibus, der mich nach dem Gasthause brachte, las ich im Vorüberfahren die Schilder von William Scott, Fleischer, Robert Scott, Bäcker, James Scott, Schneider, Peter Scott, Tabakshändler, und andern Scotts. Auf den Reisenden, der auf einer Wallfahrt nach dem Schlosse und Grabe Walter Scotts, des einzigen, den Europa kennt, begriffen ist, machen diese Hintersassen seines Clans natürlich einen sonderbaren Eindruck. Vom Herzoge von Buccleuch, dem Haupte des Clans Scott, bis zu diesen Handwerkern herab führen, ich weiß nicht wie viele hundert Menschen, die durch alle Schichten der Gesellschaft vertheilt sind, denselben Namen. Dasselbe gilt von den Hamiltons und den Campbells, an deren Spitze die Herzöge von Hamilton und Argyle stehen. Uebrigens sind

diese Namen außer den Tartanmustern das einzige, was von den alten schottischen Clans übrig geblieben ist.

Nachdem ich im Georgshotel gefrühstückt hatte, rollte ich in einem leichten Wägelchen auf vortrefflichen Wegen nach Abbotsford hinaus. Die Gegend ist anmuthig, aber keineswegs romantisch. An einem ausdrücklich für die Reisenden bestimmten Thorwege hielt mein Wagen still, und auf einem zu beiden Seiten ummauerten Wege, der mich nach keiner Richtung abschweifen ließ, wurde ich wie mit einem Zwangspasse nach dem vorgeschriebenen Vorzimmer befördert. Diese Einrichtung ist viel weniger ein Vorwurf für die Liberalität des Besitzers, als vielmehr eine sehr gerechtfertigte Nothwehr gegen die Flut der Touristen, welche während der Reisezeit Abbotsford und Dryburgh wie die gewöhnlichste Schillings-Ausstellung überschwemmen. Das Vorzimmer war unverschlossen, aber leer. Eine Wanduhr tickte eintönig hin und her, in einem Erker standen ein paar Harnische, und unter einem Schreibtische lag ein großer zottiger Hund, welcher wie ein ächter Abkömmling jener Grenzerhunde aussah, die ehedem mit den Douglas und Percys auf die Jagd und in die Schlacht auszogen. Ich klopfte und klinkte an jeder Thür — vergebens; ich schellte mit der auf dem Tische stehenden Glocke — vergebens. Ich beschloß in Geduld zu warten und wärmte mich einstweilen am flackernden Kaminfeuer; ich besah die Kupferstiche an der Wand, auf denen die Dra-

goner und Uhlanen der sämmtlichen europäischen Staaten abgebildet waren, während der Grenzerhund mißtrauisch allen meinen Bewegungen folgte — alles vergebens. Sollte vielleicht der große romantische Zauberer sein eigenes Schloß verzaubert haben? Ich wollte wieder hinaus, wußte aber nicht, wie der Cerberus dieses verwunschenen Ortes darüber denken würde. Glücklicher Weise hatte er nichts dagegen einzuwenden, und ich ging nun um das Haus herum nach einer Thür und einem Menschen suchend. Endlich fand ich einen unverschlossenen Eingang und gerieth auf labyrinthischen Corridoren in eine Küche, deren freundliche Beherrscherin mich zu dem Kastellan brachte, welcher in aller Muße mit der Führung einiger geistlichen Herren beschäftigt war.

Dieser Kastellan, Namens John Swanston, ist ein 70jähriger Greis, der noch jetzt mindestens sechs Fuß hoch in seinen Schuhen steht, bereits 34 Jahre im Hause lebt und noch in Sir Walters persönlichen Diensten gestanden hat. Als im Jahre 1819 Scott damit umging, eine Compagnie Freiwilliger aus seinen Leuten zu bilden, zählte er auf diesen Swanston als auf den besten Schützen in der ganzen Schaar. In seinem schottischen Kauderwelsch leierte er sein Pensum ab und wußte auf meine Querfragen leider keine Antworten zu geben. So führte er mich durch die Bibliothek, die Waffenhalle, den Speisesaal und die Gesellschaftszimmer.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht, und Walter Scott war beides, ein guter Mensch und ein großer Dichter. Wer könnte ohne Bewegung diese Räume betrachten, welche nicht nur die Werkstatt seines Wirkens und Schaffens, sondern zu gleicher Zeit seine Schöpfung waren. In Bezug auf seine Entstehung hat Abbotsford vielleicht in der ganzen Welt nicht seines Gleichen, denn Walter Scott hat es durch seine Feder aus dem Nichts hervorgezaubert. Er war der Baumeister und der belebende Geist des Ganzen, die Triebfeder und Seele der ihn umgebenden romantischen Welt. Mit ihm, dem letzten Minstrel, ist die Romantik wieder untergegangen, und Park und Schloß sehen uns kahl und seelenlos an, wie die schwarze Hülle, aus welcher der entpuppte Schmetterling entflogen ist. Und doch erregt selbst diese Hülle unsere Theilnahme; sie spricht zu unserer Phantasie und durch diese zu unserem Herzen. Wir betrachten sinnend den Tisch, auf welchem unter einer Glasplatte außer andern Reliquien eine grüne, mit goldenen Bienen bestickte Sammtmappe Napoleons (aus der Beute von Waterloo) neben einem schlichten Trinkglase von Robert Burns, eine russische Malachitschale neben der messingenen Tabaksdose von Scotts Leibkutscher aufbewahrt werden. Wir gehen weder vor dem Breitschwert, das Scott als ein Ehrengeschenk von der celtischen Gesellschaft erhalten, noch vor der am Thorweg liegenden Statue seines Lieblingshundes

Maida gleichgültig vorüber. In jener Ecke sehen wir das Kerkerthor vom Herzen von Midlothian, welches die Stadt Edinburg nach Abtragung des alten Stadtgefängnisses dem Dichter verehrte, in dessen Blättern es unsterblich lebt. Am wehmüthigsten stimmt uns aber der Glaskasten in einem Erker neben seinem Arbeitszimmer, in welchem Scotts letzter Anzug aufbewahrt wird, der blaue Rock mit den großen Knöpfen, die Weste, das Beinkleid von Tartan und die schweren schottischen Schuhe. Es liegt alles so sauber da, als wäre es nur ausgebürstet, damit es ihm der treue Diener morgen früh vors Bett bringen kann. Und doch ist fast ein Menschenalter verflossen, seit ihn der alte Swanston zum letzten Male angekleidet hat. Scott ruft schon längst nicht mehr nach seinen Kleidern, und wer weiß, wie bald auch Swanston sie Niemandem mehr wird bringen können.

Die nächste Umgebung von Abbotsford hat für den flüchtigen Beschauer keinen besondern Reiz, und der Park entspricht vielleicht nicht einmal seinen Erwartungen. Alles sieht modern, vornehm und stellenweise geziert aus; überall gerade Linien und wenig Gebüsch; die einzelnen Abtheilungen des Gartens sind ummauert und umgittert und erinnern an französische Gartenkunst. Der Park fällt terrassenförmig nach dem Tweed ab, auf dessen jenseitigem Ufer man das Haus des 'Maister' Dalrymple — wie Swanston ihn ausspricht — und — welch' ein Dolchstoß

für die Romantik! — einen Fabrikschornstein erblickt. Allein diese anscheinend unbedeutende Gegend war für Scott der unerschöpflich fruchtbare Boden seiner Poesie. Ihm lebte hier jeder Stein und jeder Baum. Hier hatten seine Ahnen in der wilden Kraft und Fülle ihres Grenzerlebens gehaust, hier hatten sie unter ihrem Häuptling Buccleuch gegen die Kers die letzte große Schlacht der Clans, die Schlacht von Melrose, um den Besitz des minderjährigen Jakob V. geschlagen (1526). Hier winkten ihm alte Sagen und Lieder von jeder Höhe und aus jeder Schlucht, und aus ihren Fäden wob er seine unsterblichen Dichtungen. Der Tweed mit seinen Nebenflüssen Ettrick und Yarrow waren die Lebenswasser seines Geistes, und sein sehnlichster Wunsch war, daß er noch mit schwachen Schritten am Yarrow wandeln, und daß noch der Abendwind des Ettrick-Thales um seine welke Wange spielen möge.

Dieser Wunsch wurde ihm vom Schicksal gewährt. Todtkrank und für die lieblichsten Reize der Natur wie für die herrlichsten Denkmäler der Kunst abgestorben, eilte er aus Italien nach der Heimath, die er glücklich erreichte und wo er die letzten Tage seines Lebens in seinem Garten in einem Rollstuhl sitzend verbrachte, bis er an einem warmen sonnigen Herbsttage von der Erde schied, während das Rauschen des Tweed durch das geöffnete Fenster zu seinem Sterbelager drang. Allein der größere Wunsch ist

ihm versagt worden. Denn nicht sowohl für sich selbst hatte der Dichter das stattliche Schloß auf dem vom Schweiße und Blute der Scotts gedüngten Boden erbauet, als vielmehr für eine lange und stattliche Reihe von Nachkommen. Sein größtes, lebenslang unausgesetzt verfolgtes Ziel war, als der Ahnherr eines vornehmen und reichen Geschlechtes zu glänzen, und seine literarischen Erfolge hatten nur Werth für ihn als das unumgängliche Mittel, das zu diesem großen Lebenszwecke führen sollte. In diesem Sinne lehnte er die ihm 1813 angetragene Stellung als Gekrönter Dichter ab und fühlte sich dagegen einige Jahre später durch die Verleihung der Baronets-Würde beglückt, durch welche er einen erblichen Rang in der Aristokratie erhielt, wie er seinem für alles Lehnswesen und die damit verbundenen Ehren schwärmenden Sinne am besten entsprach.

Vor keinem Gemälde im ganzen Hause bin ich daher in so wehmüthigen Gedanken stehen geblieben, als vor dem lebensgroßen Bilde seines ältesten Sohnes, eines blühenden Jünglings, der sich in seiner malerischen Husaren-Uniform an den Bug seines Pferdes lehnt. Das also war der theure Erstgeborne, der Erbe des Ranges wie des Besitzes, auf dem des Vaters Auge so oft mit Wohlgefallen geruht haben mag. Aber das unerbittliche Schicksal hat nicht nur diesen Erstgeborenen, sondern auch seinen jüngeren Bruder in der Blüte der Jugend und

ohne Nachkommen dahingerafft, und der Vater ist nur in der Einen Hinsicht glücklich zu preisen, daß er diesen jähen Untergang seines Geschlechtes, diese Vernichtung seines lebenslänglichen Wünschens und Strebens nicht erlebte. So erlosch sein Name und Rang für immer, und das Besitzthum erbte von Tochter zu Tochter, so daß jetzt ein zartes Mädchen der einzige übrig gebliebene Abkömmling des Dichters und die alleinige Erbin seines Besitzes ist. Ihr Vater, der gegenwärtige Besitzer von Abbotsford, ist nämlich der Wittwer von Walter Scotts kürzlich verstorbener Enkelin, mit welcher er vor einigen Jahren zur katholischen Kirche übergetreten ist. Aus einer leicht begreiflichen Pietät hat er zu seinem Familiennamen Hope noch den Namen Scott hinzugefügt und lebt abwechselnd hier und in London. Leider war er eben abwesend, und ich mußte meinen Empfehlungsbrief an ihn unbenutzt wieder mit zurücknehmen.

Mein Wagen hatte so lange am Thore warten müssen, daß er mich jetzt um so schneller nach Melrose zurückbrachte, wo er mich am Eingange zur Abtei absetzte. Aus einem Häuschen kam der Kastellan hervor, schloß das Thor auf und führte mich zwischen alten und neuen Gräbern hindurch nach den Ruinen, während er im Gehen und Erzählen sorgfältig alle Steine und welken Blätter vom Rasen auflas. Es ist in der That einer der größten und herrlichsten Ueberreste gothischer Baukunst, der namentlich

auch in den reichen und trefflichen Sculpturen wunderbar erhalten ist. Zuerst von David I. in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gegründet, dann durch Robert Bruce im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts neu erbauet, hat die Abtei mannichfache Schicksale erlebt. Die sengenden und brennenden Engländer, die bilderstürmenden Schüler John Knox's und der nüchterne Nützlichkeitsgeist späterer Zeiten, der die Quadern der Ruine zu seinen Häuserbauten verwerthete, haben in der Zerstörung dieses Prachtbaues mit einander gewetteifert. Erst seitdem die Abtei in den Besitz der Herzöge von Buccleuch gelangte, wurde sie mit der einem solchen Denkmale gebührenden Achtung gepflegt, und auch hier war es wieder Walter Scott, der sich (1822) mit Genehmigung und auf Kosten des Herzogs von Buccleuch ein bleibendes Verdienst um ihre Erhaltung und Ausbesserung erwarb. Allein die Abtei verdankt ihm weit mehr als das, sie verdankt ihm ihre europäische Berühmtheit und den erneuerten romantischen Duft, der sie umgiebt. Die berühmte Stelle im Liede des letzten Minstrels, welche mit den Versen beginnt:

If thou wouldst view fair Melrose aright,
Go visit it by the pale moonlight,

weiß in Schottland fast jedes Kind auswendig und fügt gewöhnlich noch die Anekdote hinzu, daß Scott selbst die Abtei niemals im Mondschein gesehen, sondern vielmehr

eine Dame, die ihn einmal zu einem solchen nächtlichen Besuche aufforderte, ziemlich prosaisch abgewiesen habe.

Von Melrose führte mich ein günstiger Zug nach der nächsten Station, Newtown St. Boswells, von wo ich zu Fuße, ausnahmsweise nicht zwischen steinernen, sondern zwischen lebendigen Hecken, nach Dryburgh wanderte. Die Gegend ist unbedeutend und kahl, bis sich die Hochebene plötzlich schroff und felsig zwischen dunkelm Tannengebüsch nach dem Tweed hinabsenkt, der zwischen seinen rothen Felsenufern malerisch dahinrauscht. Ehemals führte eine Kettenbrücke hinüber, welche vor zwanzig Jahren vom Sturme zerstört ward und deren noch vorhandene Trümmer grausig im Winde klapperten. Jetzt wird man mit einem Nachen unbequem genug übergesetzt, denn der Tweed ist reißend und breit und in seiner Mitte von ziemlicher Tiefe. Freilich mögen wol wenige Reisende dieses Weges kommen, denn die anmuthigere, wenn gleich längere Straße führt von Melrose am anderen (linken) Ufer des Tweed entlang. Es kostete mich nicht wenig Geduld und Anstrengung, ehe ich den lahmen Fährmann am andern Ufer errufen konnte. Dafür suchte er mich durch seine Unterhaltung zu entschädigen. Unter andern wies er auf die Eildon Berge, welche mit ihren drei Gipfeln die Gegend beherrschen, und erzählte mir, was ich freilich schon längst aus dem letzten Minstrel wußte, wie einst der große Zauberer Michael Scott die ursprünglich einzige Bergspitze so auseinander gerissen habe.

So tief sind die von Walter Scott neu belebten Sagen und Legenden ins Volk gedrungen!

In wenigen Minuten gelangt man von der Fähre nach dem Parke, an dessen Eingange der Führer wohnt, welcher die Fremden nach den Ruinen der Abtei begleitet. Auch hier ist, wie in Abbotsford, längs der innern Seite der Parkmauer ein besonderer Weg für die Reisenden durch ein Stacket vom Parke geschieden, dessen zahlreiche Obstbäume eben in voller Blüte prangten. Denn der Eigenthümer von Dryburgh gestattet nur die Besichtigung der Ruinen und keineswegs das Betreten seines Parkes. Dryburgh Abtei hat ganz ähnliche Schicksale gehabt wie Melrose. Wie dieses wurde es im zwölften Jahrhundert gegründet und zu Anfang des vierzehnten zerstört, um bald darauf wiederhergestellt und um die Mitte des sechszehnten von den Engländern abermals zerstört zu werden. Man sieht noch an den weitläufigen und massenhaften Trümmern, wie großartig in Anlage und Ausführung dieser Mönchspalast gewesen sein muß. Für den Alterthumsforscher sind die Ueberreste der Kapellen, Bogengänge, Zellen und Refektorien wie die Erbbegräbnisse der in der schottischen Geschichte ausgezeichneten Familien Buchan, Erskine, Haliburton und Haig gewiß von hohem Interesse; ich hatte jedoch nur Augen für die Eine Kapelle, in welcher der große Dichter neben seiner Gattin, seinem ältesten Sohne und seinem Schwiegersohne und Lebensbeschreiber Lockhart

bestattet ist. Mächtige Granitsärge bedecken ihre Gräber, von denen nur derjenige Lockhart's mit einem bronzenen Reliefbildniß geschmückt ist. Hier schläft er nun seinen romantischen Todtenschlaf bei seinen mütterlichen Ahnen, den Haliburtons, von denen er nichts als das Recht auf diese Grabstätte ererbt hatte. Uralte Eibenbäume und riesige Epheustämme überwuchern mit unvertilgbarer Lebenskraft das verwitternde Gemäuer, aus dessen Spalten überall der blühende Lack hervordringt. Es ist eine Scene, welche man, gerade wie Melrose, nur im Mondschein sehen sollte, wenn er in das Schiff der Kirche hereinscheint, wo statt der ehemaligen schlanken Säulen zwei Reihen düsterer Cedern gepflanzt sind, und wenn der Nachtwind durch die Wipfel weht und von ferne das Rauschen des Tweed herüber klingt. Walter Scotts eigene Phantasie hätte für seinen liebsten Helden keine romantischere Grabstätte ersinnen können.

Ich ließ alle sonstigen Sehenswürdigkeiten ungesehen und kehrte, wie ich gekommen, nach St. Boswells zurück, wo mich Ermüdung, Hunger und Durst wieder in die Welt der Prosa zurückriefen. Ich freute mich auf das Kamin und das Büffet in dem niedlichen Bahnhofsgebäude, hatte aber meine Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Bahnhof war dem entsetzlichen Mäßigkeitsverein verfallen, und ich konnte für Geld und gute Worte weder Wein noch Bier erhalten. Statt dessen

wurde mir geistige Nahrung geboten, indem auf dem Tische die Bibel und verschiedene Traktätchen lagen, mit denen die Edinburger Bibelgesellschaft sämmtliche Stationen dieser Bahn beglückt hat. Voll Verdruß über diese sonderbare Art der Volksbeglückung eilte ich in eine gegenüber liegende minder fromme Schenke, wo ich mich mit einem Sandwich und einem Glase Ale — höchst unmäßig! — erquickte, bis mich der Nachmittagszug gegen Abend nach Edinburg zurückbrachte.

VIII.

Universität, High School und Fechtschule.

Unter den vier schottischen Universitäten ist die Edinburger Universität zwar die jüngste, — sie ist in der That die einzige nach der Reformation gegründete — allein nichtsdestoweniger die bedeutendste. Sie entwickelte sich sehr langsam. Während der ersten vierzehn Jahre ihres Bestehens hatte sie nur einen einzigen Professor; noch 1685 waren es erst acht, und die medizinische Fakultät wurde sogar erst 1720 hinzugefügt. Gegenwärtig zählt sie 31 Professuren und über 1000 Studenten, während es in Glasgow nur 22 Professuren mit etwa 850 Studenten und in dem kleinen St. Andrews, dem schottischen Rostock, gar nur 11 Professuren mit 150 Studenten giebt. Die Einrichtung und Verwaltung der hiesigen wie die aller englischen und schottischen Universitäten ist nach deutschen Begriffen ein vollkommener Wirrwarr. Die einzelnen Professuren sind nicht nur zu ganz verschiedenen Zeiten, son-

dern auch von ganz verschiedenen Behörden, Körperschaften ja sogar Privatpersonen gegründet und werden daher auch von ganz verschiedenen Patronen besetzt. So wird hier beispielsweise der Rektor (Principal), dessen im J. 1585 gegründete Stelle lebenslänglich und nicht nothwendig mit einer Professur verbunden ist, vom Stadtrath erwählt; die 1695 gegründete Professur der Kirchengeschichte wird von der Krone, und der 1839 errichtete Lehrstuhl der Musik vom Rektor im Verein mit den Professoren besetzt. Die Neugestaltung der Universität, welche eben jetzt im Werke ist, wird ohne Zweifel auch diese Verhältnisse mehr dem Geiste unserer Zeit anpassen und den gegenwärtig vielleicht zu großen Einfluß der städtischen Behörden und Körperschaften einigermaßen beschränken. Freilich wird dagegen der Einfluß der Staatsregierung auf die Universität wachsen, wozu die vom Staate gewährte ansehnliche Beihülfe, ich glaube 20,000 Pfund Sterling, eine goldene Brücke bilden wird. Ich fürchte, es wird dem englischen Volke erst in Zukunft klar werden, wie sehr in diesem und in so vielen andern Punkten die Regierungsgewalt zum Schaden der freien Selbstverwaltung gegenwärtig im Wachsthum begriffen ist.

Während in England keinem Fremden ohne Ausnahme gestattet wird, dem Unterricht in irgend welcher Anstalt beizuwohnen, zeichnet sich Schottland in dieser Hinsicht durch eine edle Offenheit und rühmenswerthe Freisinnigkeit

aus, von welcher ich nicht versäumt habe Gebrauch zu machen. Ich hatte mir zu diesem Behufe die griechische Vorlesung des Professor Blackie ausersehen, der merkwürdig genug weniger durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der klassischen Philologie, als durch seine Uebersetzung des Goethe'schen Faust und seine Gedichte bekannt ist.

Das Universitätsgebäude ist großartig, geschmackvoll und allem Anschein nach zweckmäßig. Wäre es nicht zwischen die unbedeutenden Häuser und engen Gassen der Altstadt eingekeilt, sondern auf einem freien, wo möglich erhöheten Platze gelegen, so würde es ohne Zweifel zu den Zierden der Stadt gezählt werden müssen. Bereits im J. 1789 begonnen, gedieh es nach verschiedenen langen Unterbrechungen erst im J. 1834 zur Vollendung. Durch einen dorischen Portikus gelangt man von der Straße in einen länglich viereckigen Hof, der rings von einer geschmackvollen Terrasse umgeben ist, die sich an den vier Seiten des Gebäudes entlang zieht. Auf der langen Südseite befindet sich die ungefähr 100,000 Bände enthaltende Bibliothek; das besonders an Vögeln und Mineralien reiche naturgeschichtliche Museum nimmt die kürzere Westseite dem Eingange gegenüber ein. Außer dem anatomischen und dem Ackerbau-Museum soll jetzt auch ein Museum für nationale Industrie mit der Universität verbunden werden, für welches bereits vor einigen Jahren ein an die Westseite anstoßender Bauplatz angekauft wor-

den ist. Die übrigen Räume, namentlich im nördlichen Flügel, sind den Hörsälen gewidmet. An den Auditorien steht meistens der Name des Faches angeschrieben, für welches sie bestimmt sind, und neben jedem ist ein Kabinet für den ausschließlichen Gebrauch des Professors angebracht. Die auf dem Hofe und in den Hallen auf- und abgehenden Studenten schienen mir theilweise kaum den mittleren Schichten der Gesellschaft angehörig und zum Theil noch äußerst jugendlich, ja manche sahen so schülerhaft aus, daß sich ein Hallenser Bursche von altem Schrot und Korn geschämt haben würde, mit ihnen auf die Mensur zu treten. Das Ganze ist überhaupt ein seltsames Mittelding zwischen Universität in unserm Sinne und Schule, was sich daraus erklärt, daß zum Besuche der Anstalt weder ein vorgeschriebenes Alter noch das Ablegen irgend einer Prüfung erforderlich ist. Das hat natürlich zur Folge, daß sich eine Menge völlig unreifer junger Leute herandrängen, welche die Freiheit des Studentenlebens der strengeren Schulzucht vorziehen, ein Uebelstand, welcher den Charakter der Universität bedeutend herabdrückt. Die Schotten betrachten es aber als eine glorreiche Einrichtung, daß ihre Universitäten Jedermann ohne Beschränkung, selbst ohne Rücksicht auf sein Glaubensbekenntniß, offen stehen, und im Vergleich mit Oxford und Cambridge, wo sich Wissenschaft und Gelehrsamkeit noch immer wie weiland der Schatz der überflüssigen guten

Werke in Tetzel's berüchtigtem Kasten unter dem Verschluß der Staatsgeistlichkeit befinden, ist die schottische Einrichtung trotz ihrer Mängel ungleich menschlicher und der allgemeinen Bildung förderlicher.

Endlich kam der Professor mit hastigen Schritten an, und die Studenten stürzten in das Auditorium oder die Klasse, wie der Ausdruck hier lautet. Mit dem grauen Schäfer-Plaid schlüpfte der Herr Professor in sein Kabinet hinein und mit dem schwarzen Professoren-Mantel kam er wieder zum Vorschein; ohne diesen Mantel darf nämlich kein öffentlicher Lehrer das Katheder betreten. Während der Herr Professor einige ihm auf das Katheder gelegte Briefe las, ein Glas Wasser trank und noch einige Male nach seinem Kabinet ab und zuging, trieben die Herren Studenten, etwa 50 an der Zahl, allerlei knabenhaften Unfug, wie denn die Unruhe und Unterhaltung während der ganzen Stunde nicht aufhörte. Die Bänke erheben sich amphitheatralisch und sind wie überall in diesem Lande über alle Begriffe schmal — die Engländer verstehen in der That die Kunst, auf einem Stecknadelkopfe Platz zu finden, und nicht nur Zeit, sondern auch Raum ist ihnen Geld. Ein Gleiches gilt von den Tafeln, die schräg und zu nichts weniger als zum Schreiben eingerichtet sind. In vielen Schulen fehlen sie gänzlich, und wer sich etwas aufzeichnen will, muß es machen wie Alexander von Humboldt, d. h. er muß auf den Knieen schreiben. Nach einigen

Bemerkungen über eingelieferte Arbeiten und der Erkundigung nach einigen nicht anwesenden Zuhörern begann die eigentliche Vorlesung, oder richtiger der Unterricht über Homer's Odyssee III., 235 folgg. Der Professor forderte Herrn So-und-So — denn die Zuhörer werden natürlich mit Herr angeredet — auf, einige Verse zu übersetzen, machte dann einige Bemerkungen, that einige Fragen, ließ einen zweiten und dritten übersetzen, bis er endlich dies Geschäft selbst übernahm. Bei jedem Witze des Professors wie bei jeder guten Antwort eines Zuhörers trommelten die Studenten Beifall. Von wirklicher philologischer Erklärung und Kritik war keine Spur vorhanden; kein Wort verrieth eine Kenntniß der neuen deutschen Forschungen auf dem Gebiete der homerischen Poesie. Die bloße Erwähnung des Sängers bot dem Professor eine günstige Gelegenheit zu einer längern Abschweifung darüber, daß bei den Alten die Sänger zugleich als Weise und Seher verehrt worden seien, während heutzutage die Poeten häufig sehr große Narren wären (großes Beifallsgetrommel), wobei er lang und breit die bekannte Geschichte erzählte, wie sich Sophokles durch die Vorlesung seines Oedipus auf Kolonos gegen die Anklage des Blödsinns vertheidigt habe. Frug er doch sogar seine Herren Schüler, was Sunium sei und beschrieb es ihnen dann aus eigener Anschauung. Er soll überhaupt der Ansicht sein, das untrüglichste Mittel Griechisch zu lernen sei, sich auf einige Monate nach

Griechenland zu begeben; an ihm selbst scheint es keine besondern Früchte getragen zu haben. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß die Schotten das Griechische und Lateinische keineswegs wie die Engländer englisch, sondern in einer unserer Aussprache näher stehenden Weise aussprechen, ohne jedoch zu einer vollständigen Folgerichtigkeit hinsichtlich der Vokale durchgedrungen zu sein.

Den nächsten Rang nach der Universität nimmt unter den Bildungsanstalten Edinburgs die High School ein — Hochschule würde eine unrichtige Uebersetzung sein, da sie durchaus unsern Gymnasien entspricht. Sie ist die vornehmste gelehrte Schule Schottlands überhaupt und besitzt von allen Schulen der Welt vielleicht das prachtvollste und schönstgelegene Gebäude. Mit einem Kostenaufwande von 30,000 Pfund St. im edelsten griechischen Style erbauet, liegt sie am südlichen Abhange des Calton Hill gerade dem Arthursitz gegenüber; nach Westen hin überblickt sie die Stadt, ein wenig nach Osten das Denkmal von Burns, weiter im Grunde Holyrood und darüber hinaus das Meer und die sanft geschwungene Küste von Haddingtonshire, auf welcher der Berwick Law wie ein einsamer Riese emporragt. Die Schule ist von einem fast zwei Morgen großen Spielplatze umgeben, auf dessen einer Seite ein bedeckter Gang angelegt ist, wo die Schüler auch bei ungünstigem Wetter freie Luft schöpfen können. Solche Gänge oder Hallen finden sich jetzt in den meisten Schulanstalten

Schottlands. Die innere Einrichtung ist durchaus einfach, aber zweckmäßig. Die amphitheatralische Aula ist mit den Bildnissen früherer Rektoren geschmückt; die in einem geräumigen Saale aufgestellte Bibliothek zählt etwa 7000 Bände; die Zeichenklasse hat keine Fenster, sondern nur Oberlicht. Sogar ein Lese- und ein Unterhaltungszimmer sind seit Kurzem für die Schüler eingerichtet, ein Luxus, der sich z. B. auch in Heriot's Hospital findet, während deutsche Gymnasien dergleichen Annehmlichkeiten selbst den Lehrern wol nur in den seltensten Fällen darbieten. Seit etwa 15 Jahren ist ein vortrefflicher und liebenswürdiger Landsmann, der als Schulmann wie als Schriftsteller rühmlichst bekannte Dr. Leonhard Schmitz, Rektor an dieser Anstalt, die er mit unermüdlichem Eifer und aufopfernder Liebe leitet und die er namentlich in Bezug auf Methode und Organisation des Unterrichts auf eine hohe Stufe gehoben hat.

Wie die englischen und schottischen Schulen überhaupt ist auch die High School keine Staatsanstalt. Das giebt ihr eine freiere und selbständigere Stellung, eine frischere Thätigkeit und einen mehr nationalen Charakter. Freilich sind damit auch Uebelstände verbunden. Die Schulen müssen mit einander wetteifern (die High School mit der jüngeren Academy) und überbieten sich manchmal in eifersüchtiger Weise, um eine möglichst große Schülerzahl herbeizuziehn, um so mehr als das Schulgeld den Lehrern zu Gute

kommt, und jeder daher eine möglichst volle Klasse zu erlangen strebt. Die Schulen bekommen dadurch etwas vom Charakter kaufmännischer Unternehmungen, bei denen die Frage der Einträglichkeit manchmal zu sehr in den Vordergrund gerückt werden mag. Der Wetterwerb hat aber auch sein Gutes; ihm verdanken die Schüler u. A. die vortrefflichen Spielplätze, welche hier einen nothwendigen Bestandtheil aller Schulen ausmachen. Für den Besuch einer Schule ist es keineswegs gleichgültig, ob sie einen Cricketplatz hat oder nicht. Geht daher nur eine mit diesen und ähnlichen Verbesserungen voran, so müssen ihr bald alle übrigen folgen. Da an dem puritanisch gefeierten Sonntage den Knaben nicht erlaubt ist zu spielen, so ist jetzt bei den meisten Schulen der Sonnabend frei gegeben worden. Da spielen dann die Schüler der verschiedenen Schulen mit oder vielmehr gegen einander, und selbst die Lehrer pflegen sich an diesen Erholungen zu betheiligen. Im Winterhalbjahre ist Fußball das stehende Spiel, während im Sommer regelmäßig Cricket gespielt wird. Wenn auch die Jugend unter diesen Umständen der unsrigen an Wissen und Gelehrsamkeit nachstehen mag, so ist doch dies System ganz vorzüglich geeignet, einen kräftigen und selbständigen Charakter in ihr zu entwickeln und auszubilden.

Es ist nicht zu verwundern, daß aus einer so angesehenen Anstalt, wie die High School, im Laufe der Zeit eine Reihe ausgezeichneter Männer hervorgegangen ist, von

denen manche einen europäischen Ruf erlangt haben. Ich nenne vor allen Walter Scott, von dem noch ein eigenhändiges Erstlingsgedicht aus seinem 12. Jahre in der Schulbibliothek aufbewahrt wird; ferner den großen Kritiker Lord Jeffrey, Lord Brougham, den Dichter Allan Ramsay und endlich die beiden aus dem Krimkriege bekannten Admirale Napier und Dundas. David Mallet, der Dichter des Nationalliedes Rule Britannia (das bisher mit Unrecht Thomson zugeschrieben zu werden pflegte) war als junger Mensch sogar eine Zeit lang Thürhüter (Janitor) der High School.

Wie die Schüler der großen englischen Nationalschulen Eton, Rugby u. s. w., so bewahren auch die Zöglinge der High School der Stätte, wo sie ihre Bildung empfangen haben, selbst in den fernsten Erdtheilen und in den verschiedensten Lebensstellungen eine lebenslängliche Anhänglichkeit und bestreben sich, zum Gedeihen und Ruhme derselben beizutragen, wogegen auch die Schule ihrerseits nie vergißt, theils aus mütterlichem Stolze, theils aus kaufmännischer Berechnung in ihren jährlichen Berichten die Ehren und Auszeichnungen zu verzeichnen, welche ihre Zöglinge in ihrer spätern Laufbahn errungen haben. Es besteht seit 1849 ein Klub alter High-Schoolers, unter dessen Mitgliedern wir Grafen und Lords so gut wie Bäcker und Schuhmacher, Ansiedler in Kanada so gut wie Beamte in Indien finden. Dieser Klub betheiligt sich bei den Prü-

fungen der Schüler, theilt für verschiedene Fächer alljährlich Preise und Ehrenzeugnisse an die besten Schüler aus und macht die Erfolge in seinen gedruckten Berichten bekannt. Wie anders in Deutschland! Bei uns würde die Hauptthätigkeit eines solchen Vereins alter Schulkameraden oder Studiengenossen in geselligen Zusammenkünften und sogenannten gemüthlichen Kneipereien bestehen, und wenn er sich ja einmal zu dem Gedanken einer auf das Gemeinwohl gerichteten Thätigkeit verstiege, so würde sich doch keine deutsche Regierung eine derartige Einmischung in die Angelegenheiten öffentlicher Schulanstalten gefallen lassen.

Während so die Universität ihrem ganzen Wesen nach einen besonderen schottischen Charakter trägt, und die High School den deutschen Einfluß nicht verleugnen kann, liegt die gymnastische Ausbildung der Jugend in französischen Händen, insofern fast alle öffentliche wie private Schulen ihre Zöglinge in den Fechtunterricht eines Franzosen, des Herrn Roland und seiner Söhne, schicken. Dieser Betrachtung hing ich nach, als ich in der überfüllten Musik-Halle der von den Herren Roland veranstalteten öffentlichen Prüfung ihrer Zöglinge beiwohnte. Es ist merkwürdig, daß noch immer die Ausläufer der sogenannten großen Nation hauptsächlich Fecht- und Tanzmeister, Weinreisende und Putzmacherinnen sind, während wir Deutschen dem Auslande vorzugsweise als Lehrer und Lehrerinnen, als Kaufleute und Gewerbtreibende aller Art bekannt

werden. Der alte Herr Roland, noch immer ein großer stattlicher Mann, zeigt noch in jeder Hinsicht den ächten Franzosen, während seine drei Söhne dem Volke, in dem sie ihre zweite Heimath gefunden haben, schon ähnlicher geworden sind, und sein Enkel sogar in der Hochlandstracht einherging. Lehrer wie Schüler erschienen alle in einem eleganten Turner-Anzuge, wobei sich die verschiedenen Schulen durch verschiedene Farben und Muster unterschieden; überhaupt war das Ganze, wie gewöhnlich derartige Schaustellungen, nicht ganz frei von Spielerei. Die Hauptübung bestand natürlich im Stoßfechten, worin es die Zöglinge fast durchgängig zu einer anerkennenswerthen Fertigkeit gebracht hatten. Auch die Lehrer gaben einige Proben ihrer Kunst, und sogar der Großpapa in seinen französischen Tricothosen, Schuhen und seidenen Strümpfen machte einige Gänge mit seinem hochschottischen Enkel. Kilt und Stoßdegen — bezeichnen sie nicht zwei verschiedene Welten? Du ahnst es freilich noch nicht, du kleiner Schelm, welchen blutigen Weg deine mütterlichen Vorfahren zurückgelegt haben, ehe sie von ihrem Breitschwerte bei deinem Floret angelangt sind. Es ist mir in der That unbegreiflich, wie die Engländer, welche so außerordentlich empfindlich sind gegen alles, was ihre Volksthümlichkeit berührt, ihre Kinder statt in dem ächt germanischen Hiebfechten in dieser uns so widerstrebenden romanischen Art des Kampfes unterrichten lassen können, welche uns

unwillkürlich an Dolch und Meuchelei erinnert. Allerdings zeigte sich eine Anzahl der Schüler auch im Hiebfechten, allein ihre Kunst entsprach ihren elenden hölzernen Schlägern; was bei unsern Studenten unter dem Namen der Sauhiebe so streng verpönt ist, war hier ganz in der Ordnung. Im Säbelfechten ging es etwas besser, doch steht dies hinter den vortrefflichen, hier wie es scheint unbekannten Kugel- oder Hantelübungen insofern weit zurück, als es nicht gleichmäßig beide Arme, sondern nur den rechten kräftigt und ausbildet. Die Leistungen am Barren und Reck endlich waren sehr einseitig und gingen nicht über die Anfänge hinaus. Ein deutscher Fecht- und Turnlehrer könnte hier in der That ein in jeder Beziehung fruchtbares Feld für seine Thätigkeit finden. Zum Schluß wurde nach guter englischer Sitte an die besten Schüler eine ziemlich beträchtliche Anzahl Preise vertheilt, welche in Stoßrappieren, Reitgerten und Spazierstöcken bestanden. Die begleitende Regimentsmusik erwarb sich den größten Anspruch auf meine Dankbarkeit durch ihre langen Pausen.

IX.

Armenerziehung.

Am Westende, das in allen großen Städten der vornehmen Welt zu gebühren pflegt, liegen auf freien Anhöhen und von schönen Parkanlagen umgeben vier prachtvolle Paläste, welche weithin sichtbar sind und bald die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen. Neugierig frägt er nach den glücklichen Besitzern dieser fürstlichen Residenzen und erhält die unerwartete Antwort, daß sie der Erziehung der Armen und Waisen gewidmet sind. Wie ungläubig er auch den Kopf darüber schütteln mag, so ist es doch wahr, daß hier die Straßenjugend von Edinburg residirt. Mit Ausnahme des von freiwilligen Beiträgen erbaueten Waisenhauses sind es nämlich Stiftungen dreier reichen Privatpersonen (Donaldson, Stewart und John Watson), welche auf diese Weise nicht sowohl gemeinnützige Werke gegründet, als sich einen Namen gemacht und auf die Nachwelt gebracht haben. Obenan steht wegen seiner Größe

und Pracht Donaldson's Hospital, eine Ausgeburt der Eitelkeit, bei welcher der Baumeister dem Gründer treulich beigestanden hat. Dieser Gründer war James Donaldson, dessen Vater, Alexander Donaldson, sich durch billige Nachdrücke englischer Werke, sowohl solcher, deren Verlagsrecht erloschen, als auch solcher, bei denen es noch nicht erloschen war, ein beträchtliches Vermögen erworben hatte und als der Schöpfer der wohlfeilen Volksliteratur in Großbritannien angesehen werden kann. Die englischen Nachdrucksgesetze hatten nämlich zu seiner Zeit noch keine Gültigkeit in Schottland. Sein Geschäftsbetrieb war so umfangreich und das von ihm gegebene Beispiel so verlockend, daß sich die Zahl der Druckereien in Edinburg von vier auf siebenundzwanzig steigerte. Nicht minder glänzende Geschäfte machte er mit dem von ihm begründeten Edinburger Anzeiger (Advertiser), welchen sein Sohn mit eben so großem Erfolge fortsetzte. Nebenbei spekulirte der letztere auch außerordentlich glücklich in Staatspapieren, so daß er bei seinem Tode im J. 1830 die ungeheure Summe von beinahe 240,000 Pfund St., d. h. anderthalb Millionen Thaler, mit Uebergehung seiner armen Verwandten zu einer Erziehungsanstalt für arme Kinder hinterlassen konnte. Das im Tudorstyl ausgeführte und mit Thürmen, Zinnen, Erkern und Terrassen verschwenderisch ausgestattete Gebäude allein hat ziemlich die Hälfte dieser Summe verschlungen. Dafür ist es freilich die Bewunderung aller Reisenden

geworden. Der ursprüngliche Entwurf, wie ihn ein großes in der Eingangshalle aufgestelltes Modell zeigt, war noch viel ausschweifender. In diesem Palaste werden nun 144 Knaben und 125 Mädchen erzogen, von denen 42 Knaben und 28 Mädchen taubstumm sind. Nicht nur die Geschlechter sind vollständig von einander getrennt, sondern auch die Taubstummen haben ihre eigenen Schlafzimmer, werden jedoch mit den andern gemeinschaftlich unterrichtet, ein Versuch, auf welchen man mit einem gewissen Stolze aufmerksam gemacht wird. Diese Kinder werden, so unglaublich es auch klingt, der Hefe des Volkes entnommen und, sobald ihre Erziehung vollendet ist, wiederum in ihr Elend hinausgestoßen, ohne daß sich die Anstalt weiter um sie bekümmerte. Der einzige Gewinn, den sie davontragen, ist eben ihre Erziehung, oder richtiger Verziehung, denn die Wohlthat wird vollkommen zu nichte gemacht durch die Verwöhnung der Kinder, welche sie in ihrem spätern Leben nur um so unglücklicher machen muß und in sittlicher Beziehung möglicher Weise von den verderblichsten Folgen sein kann. Werden sich diese Kinder später in ihren Hütten etwa wie hier jeden Morgen ihres Bades erfreuen können? werden sie in Bezug auf Nahrung, Wäsche und Kleidung als Erwachsene das genießen können, was ihnen hier zum Bedürfniß anerzogen wird? Soll doch jedes Kind sogar mit einer Nagelbürste versehen sein! Werden sie nicht zu unerlaubten Mitteln

gedrängt werden, um die ihnen anerzogene Lebensart fortsetzen zu können? Es ist ein schöner Gedanke, dem hülflosen Alter seinen Lebensabend zu verschönern und ihm nach dem Kampfe und der Trübsal des Lebens in milden Stiftern Unterhalt, Pflege und Genuß zu gewähren. Wer möchte z. B. den alten Matrosen in Greenwich ihren nicht nur im bildlichen, sondern im eigentlichen Sinne königlichen Palast mißgönnen? Wer freut sich nicht vielmehr mit ihnen, wenn sie am Ufer der Themse oder am Rande der Sternwarte den ein- und auslaufenden Schiffen mit ihren Fernröhren folgen und nach den Mühen und Gefahren des Seelebens jetzt nur noch den Reiz desselben vom sichern Port aus genießen? Man baue immerhin Paläste für die Invaliden nicht nur des Krieges, sondern auch der Armuth — auch die Armuth ist ein Krieg — aber nicht für die Jugend, welcher Arbeit und Noth des Lebens noch bevorstehen. Die Hospitäler von Donaldson (seit 1851), von Stewart (1853) und John Watson (seit 1828) sind noch jung und haben die Probe noch nicht bestanden; noch einige Jahre Geduld und ihre verderblichen Wirkungen werden auch den wärmsten Freunden derselben mit Schrecken klar werden.

Doch genug der Kritik. Kann man sich über das verkehrte Prinzip hinwegsetzen, so ist die Anstalt allerdings sehens- und bewundernswürdig. Stattliche, wohlgenährte Diener in goldgestickter Livree (in einer Armenschule!)

öffnen uns das eiserne Gitterthor des Parkes wie die eichene Thür des Hauses. Alles ist äußerst gediegen und zweckmäßig eingerichtet, nur daß die Abwesenheit alles Zierrathes und Schmuckes dem Ganzen ein kahles und frostiges Ansehen giebt. Lange, an den Seiten bis zu Mannshöhe getäfelte Korridore durchziehen das Haus nach allen Richtungen, und man hat berechnet, daß diese Täfelung sich auf 6½ englische Meilen beläuft. Die durch Luftheizung erwärmten Klassen, wie die Speise- und Schlafsäle sind hell, luftig und geräumig; die Betten in den letztern haben durchgängig eiserne Gestelle, Matratzen und wollene Decken. Neben jedem steht ein einfacher Kasten, der zugleich zum Sitzen beim An- und Auskleiden (nach Stühlen sah ich mich vergeblich um), wie zum Aufbewahren der Nachtkleider, Schuhe u. s. w. dient. Kranken-, Bade- und Waschzimmer, Spielsäle und Vorrathskammern sind im Ueberfluß vorhanden; sogar ein feuerfestes Archiv fehlt nicht. Die Kapelle liegt leider vertieft anstatt erhöht; das Chorfenster derselben ist mit symbolischen Glasmalereien geschmückt, und des Ebenmaßes wegen ist sie mit zwei Kanzeln versehen, da eine einzelne, in der Mitte stehende, das Chorfenster verdecken würde. Eine Orgel dagegen ist wie überhaupt in den schottischen Kirchen nicht vorhanden. Mehr als alles dies möchte jedoch Küche und Waschkeller die Aufmerksamkeit einer deutschen Hausfrau fesseln, und wenn auch weniger der sich selbst drehende

riesige Bratspieß und der mächtige Suppenkessel, so würde doch gewiß die Trockenmaschine ihren Neid erregen. Die Küche ist größer und höher als der Kasinosaal mancher hochfürstlichen deutschen Residenz und im Waschkeller könnte eine deutsche Schützengesellschaft nach der Scheibe schießen. Einen Maßstab für den Wirthschaftsbedarf mag es abgeben, daß jährlich für etwa 400 Pfund, d. h. mehr als dritthalb tausend Thaler Milch verbraucht wird, indem die Kinder ausnahmsweise keinen Thee, sondern nur Milch bekommen. Das einzige, was mit dem Maßstabe des Ganzen nicht recht im Einklang steht, sind die Gehalte der Beamten. Der Direktor erhält außer freier Station wenig über 300 Pfund und darf sich nicht verheirathen; auch hat er zu seinem Gebrauche nur ein einziges Wohn- und ein Schlafzimmer, die nicht einmal ineinander gehen.

Wie Donaldson's Hospital sich rühmt das großartigste, so ist John Watson's Institut stolz darauf das einfachste zu sein. Diese Anstalt hat ein eigenes Schicksal gehabt. Der Gründer, ein geachteter Advokat, setzte nämlich, um sein Gewissen wegen einiger jugendlichen Fehltritte zu beschwichtigen, bei seinem bereits vor 100 Jahren erfolgten Tode die verhältnißmäßig geringe Summe von 5000 Pfund zur Gründung eines Findelhauses aus. Eine solche Verwendung des Geldes erschien jedoch den Testaments-Vollstreckern durchaus unangemessen und gewissermaßen als eine Schande für das Land. Das Vermächt-

niß wurde daher zinstragend angelegt und die Zinsen zum Kapital geschlagen, bis dieses auf beinahe 100,000 Pfund angewachsen war. Durch eine Parlaments-Akte wurde dann die Verfügung des Erblassers abgeändert, der gegenwärtige Plan genehmigt und in den Jahren 1825—28 ausgeführt. Es werden hier gegenwärtig 60 Knaben und 40 Mädchen erzogen, welche grundsätzlich nicht dem äußersten Elende, sondern der verschämten Armuth und dem niedern Bürgerstande entnommen werden. Die innere Einrichtung beruht auf denselben Grundsätzen wie in Donaldson's Hospital. Knaben und Mädchen bewohnen nicht nur getrennte Flügel und haben besondere ummauerte Spielplätze, sondern sie essen auch in verschiedenen Sälen. Dagegen sind sie beim Unterrichte vereinigt. Ich sah sowohl die Knaben als auch die Mädchen ihre Mittagsmahlzeit einnehmen und fand sie gesund aussehend und mit gutem Appetite gesegnet. Ihr Tisch ist sehr einfach; sie erhalten jeden Mittag Suppe und Fleisch und nur Einmal wöchentlich Kartoffeln; auch trinken sie bei Tische nur Wasser. Die Direktoren, welche in allen diesen Anstalten alljährlich ein lukullisches Festmahl auf Regiments-Unkosten halten, sind freilich mit solcher schmalen Kost nicht zufrieden, Einen unangenehmen Eindruck machte es auf mich, daß beim Tischgebete die Knaben auf Kommando die Augen schlossen und die Mädchen die ihrigen mit der Hand bedeckten. Wie in allen ähnlichen Anstalten sind

die Kinder einfach und zweckmäßig uniformirt; den Mädchen wird bis zum 12. Jahre das Haar verschnitten. Alle Kinder nehmen des Morgens ein kaltes Bad und waschen sich des Abends. Als Kapelle dient ein nackter Saal, dessen einzige Zierde seltsamer Weise das Bildniß des ersten Schatzmeisters der Anstalt ist. Der das Haus umgebende Park stimmt in seiner einfachen Schönheit zum Ganzen, und die darin weidenden Schafe geben ihm sogar ein idyllisches Ansehen; doch löste sich diese Idylle leider in nüchterne Prosa auf, als ich erfuhr, daß der Rasen an den Fleischer verpachtet ist, welcher das Fleisch für die Anstalt liefert.

Dies neumodische Viergespann von Armenschul-Palästen hat übrigens nicht einmal das Verdienst der neuen Idee, vielmehr blüht ihr in jeder Hinsicht unerreichtes Vorbild drüben in der Altstadt bereits seit zwei Jahrhunderten. Das ist Georg Heriot's Hospital. Meister Heriot (geb. 1563, gest. 1624) ist eine auch deutschen Lesern aus Scott's Schicksalen Nigel's wohlbekannte Persönlichkeit. Dem Kerne des schottischen Bürgerstandes entsprossen, folgte er dem Gewerbe seines Vaters, eines angesehenen Goldschmiedes zu Edinburg, wurde später Hofjuwelier oder wie er sich in der Grabschrift seiner zweiten Gattin nennt 'Gemmarius' Jakob's VI. und folgte seinem Herrn nach dem Tode der Elisabeth nach London. Nach der Sitte der damaligen Zeit besorgte er in dieser Stellung zugleich

die Geldgeschäfte des Hofes und erwarb sich dabei ein sehr beträchtliches Vermögen, ohne seiner allgemein anerkannten Redlichkeit und Biederkeit Eintrag zu thun. Die Rechnung der Königin bei ihm soll sich in zehn Jahren auf 40,000 Pfund belaufen haben. Er war zweimal verheirathet; seine zweite Gattin wurde ihm im Kindbett entrissen noch ehe sie ihr 21. Jahr vollendet hatte. Dieser Verlust, so wie der Mangel eines Erben — denn mit der Mutter wurde auch das Kind vom Tode hinweggerafft — scheinen ihn auf den Gedanken gebracht zu haben, sein Vermögen einem wohlthätigen Zwecke zu widmen, um wenigstens auf diese Weise fortzuleben. Wahrscheinlich war es wie Walter Scott's so auch sein größter Wunsch gewesen, der Stifter eines in Ehren und Reichthum blühenden Geschlechtes zu werden. Georg Heriot erinnert in seiner Laufbahn und seinem Charakter an unsere Fugger und Welser. Es wird sogar dieselbe Anekdote von ihm erzählt, durch welche Anton Fugger's Andenken noch heutzutage bei der Schuljugend blüht, nämlich daß er einmal, um dem Könige ein kostbares Kaminfeuer zu bereiten, eine Schuldverschreibung desselben über 2000 Pfund in die Flamme gelegt haben soll. Heriot's Hospital, das erst 40 Jahre nach seinem Tode vollendet wurde, athmet einen ganz andern Geist als seine modernen Nachtreter. Es ist nicht nur eine der größten Zierden, sondern auch eine der größten Wohlthaten der Stadt. Der Baumeister — man

hält gewöhnlich den berühmten Inigo Jones dafür — war auf alle Fälle ein höchst erfinderischer und geschmackvoller Kopf. Welchen Reichthum schöpferischer Phantasie bekundet nicht allein der Umstand, daß von sämmtlichen 213 Fenstern nur zwei einander gleich sind! Heriot's Hospital nimmt nur Knaben auf und giebt ihnen eine — nach schottischer Weise — so tüchtige Erziehung, daß viele von ihnen sich dem gelehrten Stande widmen. Auch werden sie bei ihrem Abgange aus der Anstalt nicht hülflos sich selbst überlassen, sondern mit auskömmlichen Stipendien unterstützt, bis ihre Lehr- und Studienzeit vorüber ist und sie im Stande sind, sich selbst zu ernähren. Das Vermögen der Anstalt ist namentlich durch glückliche Landkäufe (ein großer Theil des Bodens, auf welchem die Neustadt steht, gehört dem Hospital) so über alle Erwartung angewachsen, daß es die Direktoren nicht mehr zu verwenden wußten und sich 1836 durch eine Parlaments-Akte die Genehmigung erwirkten, Freischulen in verschiedenen Theilen der Stadt anzulegen. Zehn solcher Schulen sind bereits in voller Wirksamkeit, in denen nahezu 3000 Kinder unentgeldlichen Unterricht erhalten, während alle übrigen Armenschulen zusammengenommen nur etwa 1000 Kinder erziehen, so daß sich die Anzahl sämmtlicher Kinder, welche Jahr aus Jahr ein den milden Stiftungen Erziehung und Unterricht verdanken, auf ungefähr 4000 beläuft — für eine Stadt von 180,000 Seelen eine keineswegs hohe

Zahl. Es wäre von großem volkswirthschaftlichem Interesse zu wissen, wie viel für die Erziehung dieser 4000 Kinder jährlich verausgabt wird, und ein wie großer Theil des Nationalvermögens zu diesem Zwecke angelegt ist. Hierüber fehlen jedoch alle Angaben. Ich zweifle nicht, daß eine derartige statistische Zusammenstellung das schreiende Mißverhältniß bloßlegen würde, in welchem der gemachte Aufwand zu dem erreichten Zwecke steht.

Auf einer ganz anderen Grundlage als die sogenannten Hospitäler beruhen die Lumpenschulen (Ragged Schools) oder wie, sie sich richtiger nennen, Arbeitsschulen (Industrial Schools). Sie bekämpfen den Löwen der Armuth in seiner eigenen Höhle. Sie entziehen die Sprößlinge des Elends nicht gewaltsam dem Lebenskreise, welchem ihr Schicksal sie zugewiesen hat, und versetzen sie nicht nach dem Vorbilde der arabischen Mährchen in zauberhafte Paläste, sondern versuchen sie vielmehr stufenweise und durch eigene Anstrengung zu brauchbaren und ehrenwerthen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Hier wird im Stillen mit hundert Pfund mehr Segen gestiftet als in den prahlerischen Hospitälern mit tausend. Solcher Arbeitsschulen giebt es bis jetzt zwei, beide im J. 1847 gegründet. Die erste wurde durch die Bemühungen eines Geistlichen, des Dr. Guthrie, in's Leben gerufen, verlor aber schnell die Sympathien aller aufgeklärten Laien, als sich herausstellte, daß sie bestimmt

wurde, in den Dienst der protestantischen Unduldsamkeit und der zelotischen innern Mission zu treten. Ein großer Theil des hiesigen Proletariats besteht nämlich, wie in allen großen Städten Großbritanniens, aus katholischen Irländern, deren Kinder hier für den Protestantismus gewonnen werden sollen, indem man sie zwingt, am protestantischen Religionsunterricht und Gottesdienst Theil zu nehmen. Ein großer Theil der Beförderer des Unternehmens zog sich daher zurück und gründete die sogenannte Vereinigte Arbeitsschule in South Gray's Close, einer Seitengasse der High Street. Hier kümmert man sich nicht um das Glaubensbekenntniß der Kinder, sondern läßt den Protestanten protestantischen und den Katholiken katholischen Religionsunterricht ertheilen. Der erstere wird ausschließlich von den protestantischen, der letztere von den katholischen Mitgliedern des Ausschusses beaufsichtigt, sowie aus besondern zu diesem Behufe bewilligten Beiträgen bestritten. Ein diesem Ausschusse angehörender Freund hatte die Güte mich hierher zu führen, und ich sah ihn verwundert an, als er in ein Gäßchen einbog und an einer Thür klingelte, welche meinen Gedanken nach nur zu einer der ärgsten Diebeshöhlen führen konnte. Ein kleiner Knabe mit einem verschossenen rothen Kragen auf seiner Jacke öffnete uns; das war der Thürwart, ohne welchen Niemand hinein, aber auch — und das scheint die Hauptsache zu sein — Niemand hinaus kann. Den

großen Hausschlüssel, das Werkzeug und Abzeichen seines wichtigen Amtes, trug er wie einen Orden um den Hals. Auf engen und finstern Treppen stiegen wir hinauf (in diesen alten Häusern liegen selten zwei Zimmer in derselben Ebene) und traten in eine unerwartet geräumige Klasse, wo nach Lancaster'schem Systeme drei Abtheilungen zu gleicher Zeit unterrichtet wurden. Knaben und Mädchen saßen bunt durcheinander. Der Direktor hatte die Gefälligkeit, mit der ältesten Abtheilung sofort eine Art Prüfung anzustellen, und ich muß gestehen, daß die Kinder Fassungskraft, Lernbegierde und verhältnißmäßige Kenntnisse zeigten. Natürlich muß sich der Unterricht auf die Elemente beschränken; es ist aber für diese auf der Straße geborenen Kinder — auf der sie ohne die Lumpenschule auch leben und sterben würden — schon eine große Wohlthat, wenn sie lesen, schreiben und ein wenig rechnen lernen. Noch weit wichtiger als diese geistige Bildung ist für sie die sittliche Kräftigung und Veredlung, welche ihnen hier zu Theil wird. Die Kinder sind hier nicht uniformirt, sondern man läßt sie allmählig von ihren ursprünglichen Lumpen zu besserer Kleidung aufsteigen, welche meist aus Geschenken der Wohlthäter und Gönner der Anstalt besteht. Auf diese Weise dient die Kleidung zu einem trefflichen pädagogischen Mittel, indem die Fleißigsten und Gesittetsten am besten gekleidet sind, während die Faulen nnd Unordentlichen zur Strafe die schlechtesten Lumpen

tragen müssen. Der Kleidung entsprechend ist die Kost. Das Mittagbrot besteht viermal wöchentlich aus Suppe mit etwas Fleisch und Brot und dreimal aus Reis und Milch mit Brot. Zum Abendbrot, um 6½ Uhr, giebt es Brei und Milch. Der Eßsaal ist übrigens ein merkwürdiges Beispiel von dem Wandel der menschlichen Dinge; denn vor noch nicht 50 Jahren war er der Tanzsaal eines beliebten Tanzmeisters, bei welchem selbst Söhne aus adligen Familien Unterricht nahmen und ihre Wagen während der Stunden draußen in der High Street halten ließen. Der Tanzmeister erwarb sich ein Vermögen, hing seine Fiedel an den Nagel und beschloß sein Leben in einer eleganten Villa der Neustadt.

Die Anstalt, ausschließlich aus freiwilligen Beiträgen gegründet und erhalten, ist noch nicht im Stande, die Kinder auch Nachts zu beherbergen, hofft aber über kurz oder lang ihnen auch diese Wohlthat angedeihen zu lassen. Einstweilen tröstet sie sich mit dem Gedanken, daß es auch sein Gutes hat, wenn die Kinder nicht gänzlich von der Familie abgelöst werden — freilich haben wol die wenigsten von ihnen eine Familie — und daß sie jetzt wol gar ihrerseits etwas von den wohlthätigen Einflüssen der Schule auf ihre Angehörigen übertragen können. Uebrigens sollen sich die Kinder, mit wenigen Ausnahmen, bald und gern an die Schule gewöhnen; selten laufen sie davon oder machen der Anstalt Schande. Es ist Grundsatz, daß alle

Kinder ohne Ausnahme nach dem Maße ihrer Kräfte und Fähigkeiten arbeiten müssen. Während die Mädchen mit Kochen, Waschen, Scheuern, Nähen u. dgl. beschäftigt und dadurch zu brauchbaren Dienstmädchen erzogen werden, erhalten die Knaben Unterricht im Schneidern, Schustern, Tischlern und Drechseln. Sogar eine Presse sah ich, auf welcher zwei Knaben, ohne Beihülfe eines Erwachsenen, Anzeigen oder Umschläge für irgend einen Krämer druckten. Das System der bloßen Beschäftigung durch Strohflechten, Haar- und Wollesortiren, Tauzupfen u. s. w. hat mit Recht dem der handwerksmäßigen Arbeit weichen müssen, durch welches die Knaben nicht allein Geld für die Anstalt verdienen, sondern zugleich auch für ihr weiteres Fortkommen zweckmäßig vorbereitet werden. Auch hinsichtlich des Ertrages scheint sich dieses System zu bewähren, indem z. B. im J. 1851 die Ausgaben für die unterrichtenden Handwerker und für das verwandte Material sich auf etwa 300 Pfund beliefen, während der Erlös aus den gelieferten Arbeiten nur 40 Pfund weniger betrug. Von dieser Einnahme kommen den Kindern sogar einige Pence wöchentlich zu gute, welche ihnen im Falle schlechten Betragens oder wegen Faulheit verkürzt oder ganz entzogen werden können. Bei der Aufnahme der Kinder geht man von dem Grundsatze aus, daß Kinder arbeitsfähiger Aeltern, so wie Kinder über 12 Jahre in der Regel nicht angenommen werden sollen. Viele müssen auch, wie der

Direktor erzählte, zurückgewiesen werden, weil sie mit der Krätze behaftet sind, einer Krankheit, die in Schottland leider sehr verbreitet sein soll.

An demselben Tage, an welchem ich die Anstalt besuchte, war ihr eben von einer edeln Dame ein Geschenk von 500 Pfund gemacht worden, für welche Summe die Direktoren ein angränzendes Haus anzukaufen beabsichtigen und dadurch ohne Zweifel dem Institute einen großen Aufschwung geben werden. Solche auf das allgemeine Beste gerichtete Wohlthätigkeit ist einer der schönsten Züge des englischen Volkes, das nicht müde wird, in höherm Maße als irgend eine andere Nation zur Gründung und Erhaltung öffentlicher Anstalten und Unternehmungen jeder Art beizusteuern.

X.

Gelehrte Gesellschaften, das philosophische Institut und die National-Gallerie.

Unter den zahlreichen gelehrten Gesellschaften Edinburgs und mithin Schottlands nimmt den ersten Rang die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften ein, die überhaupt zu den vornehmsten wissenschaftlichen Körperschaften des vereinigten Königreichs gehört. Ihre Häuslichkeit, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, in der Royal Institution auf dem Mound ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Außer dem mit den Bildnissen der früheren Präsidenten (darunter Walter Scott) geschmückten Sitzungssaal besitzt sie ein Bibliothekszimmer, das zugleich als Lese- und Unterhaltungszimmer dient und ein wohlgeordnetes, hauptsächlich geologisches Museum im Obergeschoß, wo die Mitglieder nach abgehaltener Sitzung bei einer Tasse Thee noch ein halbes Stündchen zu plaudern pflegen. Die innere Einrichtung dieser, wie aller gelehrten Gesellschaften in Großbritannien, ist übrigens von der der festländischen

Akademien wesentlich verschieden. Zunächst versteht es sich von selbst, daß sie durchaus unabhängig von der Staatsgewalt sind; die Regierung ernennt oder bestätigt weder ihre Mitglieder und Präsidenten, welche letztere in der Regel aus den Reihen der Aristokratie gewählt werden, noch übt sie sonst einen Einfluß auf dieselben aus, ausgenommen daß sie ihnen in einzelnen Fällen Geldzuschüsse oder ein Unterkommen in einem Staatsgebäude gewährt und dann und wann in wissenschaftlichen Angelegenheiten ihren Rath und ihre Mitwirkung in Anspruch nimmt. Der Titel 'Königlich', welchen die meisten Gesellschaften führen, bezieht sich nur auf die königliche Bestätigung ihrer Statuten, durch welche sie Körperschaftsrechte erlangen. Auch das Verfahren bei der Aufnahme neuer Mitglieder ist gänzlich abweichend, indem sich hier Kandidaten zum Eintritt melden. Ihre Meldung muß von einem oder einigen Mitgliedern aus persönlicher Kenntniß des Aufzunehmenden unterstützt werden, worauf dann die Abstimmung erfolgt. Da nun für viele Gesellschaften die Zahl der Mitglieder ein für allemal festgesetzt ist, so kann es kommen, daß mehr Bewerber als offene Stellen vorhanden sind, und daß förmlich 'Queue' gemacht wird. Ueberhaupt ist die Betheiligung an gelehrten Gesellschaften in Großbritannien bei Weitem zahlreicher als auf dem Festlande, da die Mitgliedschaft eine Stellung in der wissenschaftlichen Welt gewährt, und die dem Namen regelmäßig

hinzugefügten Anfangsbuchstaben der Gesellschaft die Stelle unserer Titel vertreten. Jeder Aufgenommene hat nicht nur sofort ein Eintrittsgeld, sondern auch einen jährlichen Beitrag zu zahlen, wenn er nicht vorzieht, den letztern für zeitlebens abzulösen. Diese Beiträge sind natürlich sehr verschieden, bei den angeseheneren Gesellschaften jedoch nach unseren Begriffen außerordentlich hoch. So beträgt das Eintrittsgeld bei der Edinburger Königlichen Gesellschaft fünf Guineen, der jährliche Beitrag drei Guineen, die Abfindung für zeitlebens fünfzig Guineen, d. h. 350 Thaler. Nicht in Edinburg wohnhafte Mitglieder werden sogar nur unter der Bedingung der lebenslänglichen Abfindung aufgenommen. Ich kenne den Grund dieser Bestimmung nicht, allein sie erscheint engherzig und geeignet, der Gesellschaft, welche das ganze Land vertreten und alle bedeutenden Kräfte desselben an sich ziehen sollte, einen örtlichen Charakter zu geben. Bei der gegenwärtig aus etwa 800 Mitgliedern bestehenden Londoner Königlichen Gesellschaft belaufen sich die Kosten noch etwas höher. Eine solche Zahlungspflichtigkeit der Mitglieder würde in jedem andern Lande als hier, wo Bildung und Wohlhabenheit Hand in Hand zu gehen pflegen, als eine unerschwingliche Taxe erscheinen, durch welche mancher Würdige zurückgeschreckt und ausgeschlossen werden würde. Allein wenn eine Gesellschaft Selbständigkeit und Freiheit von staatlichen Einflüssen genießen will, so bleibt ihr

freilich nichts übrig, als die zu ihrem Bestehen erforderlichen Kosten durch Besteuerung ihrer Mitglieder aufzubringen, und die damit etwa verbundenen Uebelstände dürften sich durch die Ernennung von korrespondirenden und Ehren-Mitgliedern (auch im Inlande) leicht beseitigen lassen. Zudem entspringen für die am Orte wohnenden Mitglieder wirkliche Vortheile aus ihrer Mitgliedschaft, wie die Benutzung der Gesellschafts-Bibliothek und des Lesezimmers, der Anspruch auf die gedruckten Verhandlungen u. s. w., so daß eine Beitragspflicht für sie ganz gerechtfertigt erscheint. Alles wohl erwogen möchte die Einrichtung der englischen Gesellschaften wenigstens vor den deutschen den Vorzug verdienen, indem die letzteren mehr oder weniger von den Regierungen abhängig und von ihrem Geiste durchdrungen sind.

Eine treffliche Sitte ist es, daß die bedeutenderen Gesellschaften alljährlich Preismedaillen für wissenschaftliche Leistungen und Verdienste vertheilen, welche theils von der Gesellschaft als solcher, theils von einzelnen hervorragenden Mitgliedern und Gönnern für bestimmte Fächer gegründet sind. Die Königliche Gesellschaft zu London z. B. verleiht drei goldene Medaillen, die Copley-Medaille, die Königliche und die Rumford-Medaille. Die Sitte der Preisvertheilung ist hier überhaupt allgemein verbreitet und erstreckt sich von den Königlichen Gesellschaften bis in die Privatschulen hinunter. Die Medaillen

vertreten gewissermaßen die Stelle der Orden, denen sie insofern weit überlegen sind, als sie nie ohne wirkliches Verdienst gegeben werden und freie Gaben freier Anerkennung ohne politische Bedeutung sind. Da sie nicht getragen werden, können sie auch nicht zum Spielwerk der Eitelkeit herabsinken, und erscheinen daher in jeder Beziehung als eine würdigere Art öffentlicher Auszeichnung und Belohnung als die mit Recht in Mißachtung gekommenen Orden.

Gleich der Londoner leidet auch die Edinburger Gesellschaft der Wissenschaften an einer unleugbaren Einseitigkeit, indem beide ihre Thätigkeit fast ausschließlich den physischen Wissenschaften widmen und die Literatur dagegen vernachlässigen. Sie sind in dieser Hinsicht der treue Ausdruck des Nationalgeistes, welcher sich weit mehr dem Studium der mathematischen und Natur-Wissenschaften als der Literarhistorie zuneigt. Auch die meisten gelehrten Gesellschaften in den Provinzen umfassen zwar dem Namen nach die Literatur eben sowohl wie die Wissenschaft (Science); allein oft wird Jahre lang keine einzige literarische Vorlesung in ihnen gehalten, und die literarischen Studien liegen in ihnen meistens gänzlich brach. Die Edinburger Gesellschaft besaß früher eine literarische Abtheilung, die jedoch aus Mangel an Theilnahme allmählich eingegangen ist, so daß die Gesellschaft gegenwärtig nicht mehr in einzelne Sektionen zerfällt. Die einzige gelehrte

Gesellschaft in Großbritannien, welche sich ausschließlich literarischer Beschäftigung widmet, ist meines Wissens die Königliche Literatur-Gesellschaft in London, welche sich bedeutende Verdienste namentlich um die Geschichte der englischen Sprache und Literatur erworben hat, jetzt aber auch keine ihren früheren Leistungen entsprechende Thätigkeit entwickelt.

Desto zahlreicher und thätiger sind die Gesellschaften von Alterthumsforschern, deren es in England neun, in Schottland vier, in Irland aber, das doch so reich an celtischen Alterthümern ist, merkwürdiger Weise keine einzige giebt. An der Spitze stehen die beiden Gesellschaften zu London und Edinburg, in welcher letztern es mir vergönnt war, einer außergewöhnlich anziehenden Sitzung beizuwohnen. Mr. Gillis, der katholische Bischof von Edinburg, las nämlich einen Aufsatz über die Pistolen von Robert Burns, deren sich derselbe in seiner Eigenschaft als Steuerbeamter zu Dumfries gegen die Schmuggler bedient und welche Bischof Gillis bei Gelegenheit der hundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters (im Januar 1859) der Gesellschaft zum Geschenk gemacht hatte. Die Aechtheit dieser Waffen war von der Londoner Illustrirten Zeitung mit dem obligaten Seitenhiebe auf den blindgläubigen schottischen Patriotismus angezweifelt worden, da sich das ächte Paar bekanntlich im Besitz der Wittwe Allan Cunningham's befinde, und überdies noch ein drittes

Paar mit nicht geringeren Ansprüchen auf Aechtheit vorhanden sei, welches der seit Kurzem in Amerika lebende Besitzer bei einem dortigen Burnsfeste zur allgemeinen Befriedigung ausgestellt habe. Von diesen drei Paaren entscheidet sich die Londoner Illustrirte ohne Bedenken für die im Jahre 1834 von Allan Cunningham erworbenen und fragt am Schlusse spöttisch: 'Werden die schottischen Antiquare fortfahren, ihren neuerworbenen — sollen wir sagen Schatz? — auszustellen?' Dieser Angriff nun gab dem Bischof Gillis Gelegenheit, die Unächtheit sowohl der Cunningham'schen wie der in Amerika ausgestellten Pistolen durch einen mit glänzendem Scharfsinn geführten Beweis darzuthun und dabei nachzuweisen, wie Allan Cunningham in seiner Lebensbeschreibung von Burns kein Bedenken getragen hat, die Thatsachen seinen vermeintlichen Pistolen zu Liebe zurecht zu legen. Es gewährte in der That ein großes Vergnügen, dem Redner in seinen durch gewissenhaft beigebrachte Belege unterstützten Schlußfolgerungen zu folgen, und wenn etwas zu wünschen übrig blieb, so war es nur, daß er die Aechtheit der von ihm geschenkten Pistolen eben so schlagend nachgewiesen hätte, als die Unächtheit ihrer Mitbewerber. Es wäre das um so mehr am Platze gewesen, als er in der That gestehen mußte, anfänglich der Gesellschaft aus Versehen ein unrechtes Paar gegeben zu haben, und als er erst jetzt das richtige überreichte. Für die Mitglieder der Gesellschaft

jedoch, welche den Redner und seine persönlichen Verhältnisse näher kannten, mag allerdings auch dieser Theil der Beweisführung befriedigender gewesen sein, als für mich, den Fremden, mit Sache und Personen Unbekannten. Wenigstens ließ sich aus dem Eindrucke, welchen der Vortrag hervorbrachte, mit Sicherheit abnehmen, daß der Redner die Aechtheit seines Geschenkes außer Zweifel gestellt hat.

Burns hatte nämlich auf seinem Sterbebette diese Pistolen seinem Arzte, Dr. Maxwell, geschenkt, da er sich leider außer Stande sah, ihn für seine Bemühungen in anderer Weise zu entschädigen. 'Was wollen Sie bei mir, soll ihn der sterbende Dichter angeredet haben, ich bin nur ein armer Rabe und nicht des Rupfens werth.' Dr. Maxwell war übrigens selbst eine bedeutende und interessante Persönlichkeit. Einer alten aristokratischen Familie angehörig, hatte er sich nichtsdestoweniger zur Partei der entschiedensten Republikaner geschlagen, welche er aus den berühmten Fabriken von Birmingham reichlich mit Waffen versorgte. Als freiwilliger französischer Nationalgardist wohnte er der Hinrichtung Ludwigs XVI. in unmittelbarer Nähe des Schaffots bei. Er hörte deutlich die berühmten Worte des königlichen Beichtvaters, des Abbé Edgeworth: 'Fils de Saint Louis, montez au ciel!' Ja die Fama erzählt sogar, er habe sein Taschentuch in das königliche Blut getaucht! Diesen letzten Umstand

erklärt jedoch Bischof Gillis, der in späterer Zeit lange Jahre mit Dr. Maxwell und seiner Familie eng befreundet gewesen ist und seinem Haushalte angehört hat, für eine Verleumdung und nimmt seinen verstorbenen Freund kräftig dagegen in Schutz. Die nach Burns' Tode von Dr. Maxwell als theures Andenken sorgfältig aufbewahrten Pistolen sind von seiner nachgelassenen Familie an den Bischof und von diesem also an die Gesellschaft der schottischen Antiquare gekommen.

Allein nicht nur der Vortrag des Redners, sondern auch seine Persönlichkeit war geeignet, lebhaftes Interesse zu erwecken. Ist es nicht eine merkwürdige Erscheinung, einen katholischen Bischof in einer Versammlung auftreten zu sehen, in welcher ein protestantischer Geistlicher den Vorsitz führt? Ist es nicht wohlthuend zu hören, wie beide, kirchliche Gegnerschaft bei Seite setzend, darin wetteifern, zum Ruhme des gemeinsamen Vaterlandes beizutragen und das Andenken ihres Nationaldichters zu verherrlichen? Das ist gewiß die unwiderleglichste Probe für die Stärke des englischen Nationalgefühls, daß es sogar dem Katholizismus die Wage hält, der sonst überall seine Diener von Familie und Vaterland loszureißen und sie Rom als ihre einzige und eigentliche Heimath zu betrachten gelehrt hat.

Die schottischen Antiquare besitzen ein ziemlich reichhaltiges Museum, in welchem ich zu meiner Verwunderung

auch griechische, ägyptische und mexikanische Alterthümer erblickte. Die Gesellschaft beschränkt sich also nicht — was vielleicht ersprießlicher wäre — auf die Erforschung des schottischen Alterthums. Von vaterländischen Antiquitäten zieht besonders die alte schottische Guillotine die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich, deren volksthümlicher Name 'the Maiden' lebhaft an die 'Sainte Mère' der Jakobiner erinnert. Das durch einen Klumpen Blei beschwerte Beil fällt jedoch nicht wie bei der französischen Guillotine frei herab, sondern läuft in zwei Rinnen. Wir sehen ferner die mächtige Eisenstange, an welcher die Gefangenen im Herzen von Midlothian angekettet zu werden pflegten; die Kanzel des Reformators Knox, eckig wie der Mann selbst; einen Lehnstuhl Walter Scotts; eine Punschterrine, welche Burns jenem Willie schenkte, dessen Kunst im Punschbrauen Veranlassung zu einem seiner ausgelassensten Trinklieder gab (Willie brew'd a peck of maut); Modelle vom Herzen von Midlothian und dem berühmten Edinburger Stadtthore Netherbow u. dergl. mehr.

Eine dritte Gesellschaft ist die der Gesellschaft der Künste zu London nachgebildete Schottische Gesellschaft der Künste, was wir etwa eine polytechnische Gesellschaft nennen würden, denn unter den Künsten werden hier nur die praktischen oder gewerblichen verstanden. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung dieser Gesellschaft ist es, daß sie alle bedeutenderen Vorträge und Mittheilungen durch

eigends für die verschiedenen Fächer gebildete Ausschüsse prüfen und sich darüber Bericht erstatten läßt. Der hauptsächlichste Vortrag des Abends, an welchem ich gegenwärtig war, betraf eine verbesserte Windmühle, welche vom Redner, Mr. John Wilson, Professor der Landwirthschaft an der Universität, besonders zu landwirthschaftlichen Zwecken empfohlen wurde. Es ist in der That merkwürdig, daß die Windmühlen in Großbritannien außerordentlich wenig angewendet werden; ich kann mich nicht erinnern weder in England noch in Schottland auch nur eine einzige gesehen zu haben. Die übrigen Mittheilungen handelten von der nachtheiligen Wirkung des Cedernholzes auf verschiedene in Cedernholzkästen aufbewahrte Gegenstände; von einer Verbesserung an Ziegelöfen zur Ersparung von Feuerungs-Material u. s. w. Auffallend war mir hier wie in der Gesellschaft der Wissenschaften die große Anzahl der Gäste, welche in der letztern sogar die Zahl der anwesenden Mitglieder weit zu übersteigen schien. Jeder Gast muß natürlich durch ein Mitglied (schriftlich) eingeführt werden, und während der Erledigung der Geschäfte, bei Abstimmungen u. s. w. müssen sich alle Nicht-Mitglieder aus dem Sitzungssaale entfernen.

Eine der wohlthätigsten und einflußreichsten Anstalten Edinburgs ist das sogenannte Philosophische Institut, das nach deutschen Begriffen freilich auch nicht einen Schatten von Philosophie an sich hat. Da diese Philosophischen In-

stitute über ganz Großbritannien verbreitet sind und eine nicht unwichtige Stellung im geistigen Leben der Nation einnehmen, so lohnt es wol der Mühe, das Edinburger als Vertreter der ganzen Gattung etwas näher kennen zu lernen. Das Philosophische Institut ist zunächst ein Aktien-Unternehmen und zwar ein sehr einträgliches. Das giebt ihm eine sichere Grundlage. Der Rechenschaftsbericht für das Verwaltungsjahr 1858 — 59 weist einen Ueberschuß von beinahe 890 Pfund und einen Reservefond von beinahe 1040 Pf. St. auf, welcher letztere hauptsächlich durch Rückkauf von Baufond-Aktien (zu 1 Pf. St.) gebildet worden ist. Unter den Ausgaben bemerken wir folgende Posten: Bücher und Binden derselben 302 Pf. St.; Zeitungen und telegraphische Depeschen 461 Pf. St.; Honorar für die gehaltenen Vorlesungen 324 Pf.; Gehalt für den Sekretär 249 Pf. St.; desgleichen für den Bibliothekar und seinen Gehilfen 184 Pfund. Nach ähnlichen Prinzipien wie bei den gelehrten Gesellschaften zerfallen die Mitglieder in lebenslängliche (17), in solche, welche sich für sieben Jahre abgefunden haben (14), in solche, welche Jahresbeiträge zahlen (1614), in Damen, für welche der Beitrag geringer ist (152) und in solche, welche vierteljährliche Billets gelöst haben (166). Die Anstalt besteht aus verschiedenen Abtheilungen. Zunächst aus einer Zeitungshalle, in welcher 97 verschiedene Zeitungen, die gelesensten sogar in mehreren Exemplaren, ausliegen, und die neuesten telegra-

phischen Nachrichten angeschlagen werden. Unter diesen Zeitungen befinden sich zwei französische (Journal des Débats und L'Illustration Française) und eine deutsche, die Augsburger Allgemeine — leider! Die Zeitungshalle wird oben von einer Gallerie umgeben, auf welcher die aus etwa 12,000 Bänden bestehende Bibliothek aufgestellt ist, die, für den ausschließlichen und unentgeltlichen Gebrauch der Mitglieder bestimmt, besonders stark benutzt zu werden scheint. Im vergangenen Jahre sind 63,637 Bände, d. h. durchschnittlich 202 an jedem Tage, ausgeliehen worden. Oben, neben dem Eingange zur Bibliothek, befindet sich das Lesezimmer, das nicht weniger als 66 wöchentliche, monatliche und vierteljährliche Zeitschriften aus allen Wissenszweigen enthält, darunter zwei französische (Revue des Deux Mondes und Annales de Chimie et de Physique), aber keine deutsche. Einen vierten Zweig des Instituts bilden die während der 'Saison' gehaltenen Vorlesungen, zu denen man stets die tüchtigsten Kräfte heranzuziehen bemüht ist. Mitglieder haben unentgeltlich, Nicht-Mitglieder um einen billigen Preis Zutritt. Im vergangenen Jahre wurden folgende 39 Vorträge gehalten:

1. Einleitungsrede.
2. Ueber Dichtkunst und Liederpoesie (4 Vorträge).
3. Die Kardinäle Wolsey und Richelieu (2 Vorträge).
4. Ueber Geologie (4 Vorträge).
5. St. Columban und die Einführung des Christenthums in Schottland (2 Vorträge).

6. Concert. Rombergs Musik zu Schillers Glocke.
7. Das Wiederaufleben der Wissenschaften vor der Reformation (4 Vorträge).
8. Die Metalle in ihrer Beziehung zur Industrie (4 Vorträge).
9. Vorlesungen aus Shakespeare (2 Vorträge).
10. Wissenschaft und Kunst in Amerika (2 Vorträge).
11. Der Gesundheitszustand großer Städte (2 Vorträge).
12. Charles Lamb und Thomas Hood.
13. Die Wichtigkeit naturgeschichtlicher Studien für den Künstler.
14. Die Fortschritte der Erdkunde.
15. Die Fortschritte der Astronomie.
16. Die Reformatoren Luther, Calvin, Latimer und Knox (6 Vorträge).
17. Mündliche Literatur.

Gewiß ein reiches und mannichfaltiges Programm.

Endlich ist mit dem Institute noch eine Art Schule für die Angehörigen der Mitglieder verbunden, wo dieselben unter billigen Bedingungen Unterricht im Lateinischen, Französischen, Deutschen, Italienischen, Zeichnen, Fechten und in der Mathematik erhalten. Die Sprachlehrer sind in der Regel Angehörige der betreffenden Nationen.

Wenn man erwägt, daß alle diese Vortheile und geistigen Genüsse für den außerordentlich billigen Preis einer Guinee jährlich dargeboten werden, so wird man von Hoch-

achtung vor einem Volke erfüllt, welches auf so praktische Weise geistige Bildung in tausend Kanälen zu verbreiten bemüht ist. Vom Standpunkte der ausschließenden deutschen Wissenschaftlichkeit betrachtet mögen diese Institute immerhin als Träger und Verbreiter der Oberflächlichkeit und Halbbildung erscheinen; allein kein vorurtheilsfreier Beobachter wird ihren bildenden und erziehenden Einfluß verkennen können. Der Deutsche will das Gold der Wissenschaft stets in Barren besitzen, während es der Engländer mit praktischer Lebensweisheit und irdischer Nutzanwendung legirt. Wollen sie ihre Schätze dann verwerthen, so kann der Deutsche trotz seiner Barren verhungern, während der Engländer sich mit seiner Scheidemünze überall ein bequemes und angenehmes Dasein erkaufen kann. Allerdings haben wir Deutsche in letzter Zeit auch angefangen, die Wissenschaft für das Leben fruchtbar zu machen, es fehlt aber immer noch viel, bis wir beide zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen haben werden. Deutschland besitzt Städte genug, welche wol im Stande wären, derartige Institute zu begründen und zu erhalten, allein an wie wenigen Orten ist bis jetzt Aehnliches versucht worden! Haben wir weniger Sinn für Bildung? Lesen wir nicht auch Zeitungen? Hören wir weniger gern anziehende und belehrende Vorlesungen? Gewiß nicht. Woran also liegt die Schuld? An nichts anderem, als am Mangel bürgerlichen Gemeinsinns und freier Selbstregierung, 'sammt

was dem anhängt', wie die Advokaten zu sagen pflegen. Wie können aber Gemeinsinn und Selbstverwaltung in einem Lande gedeihen, in welchem sich vierunddreißig Regierungen an Väterlichkeit gegen ihre Unterthanen überbieten?

Zeigt sich nach allen diesen Richtungen hin Edinburg als ein Sitz hoher und allgemeiner Geistesbildung, so stimmt das nur mit dem Charakter des schottischen Volkes überein, das wie alle nordischen Völker von Natur vorzugsweise zu Verstandesbildung und geistiger Tüchtigkeit bestimmt zu sein scheint. Daß es aber auch als Pflegerin der bildenden Künste keine untergeordnete Stellung einnimmt, kann auffällig erscheinen, indem Sinn und Befähigung für diese ein Vorrecht des Südens zu sein pflegen. Allerdings trägt hier die Beschäftigung mit der Kunst gleichfalls einen überwiegend verstandesmäßigen Charakter, und der Dilettantismus in der Kunst ist vielleicht nirgends so ausgebreitet, als in Großbritannien. Man sammelt, kopirt, ahmt nach, klassifizirt, stellt antiquarische Kunstforschungen an, kritisirt und reflektirt, allein die naive selbstschöpferische Thätigkeit gedeiht dabei nur in einzelnen Fächern und geräth, auf einseitige Verstandesrichtungen gestützt, sehr häufig auf durchaus unkünstlerische Abwege. Die Belege zu diesem anscheinend harten Urtheil finden sich, wie in allen englischen Kunstsammlungen, so auch in der hiesigen Nationalgallerie.

Diese Nationalgallerie besteht nach dem Sprüchworte 'Wenig aber gut' nur aus wenigen Hunderten, aber meist auserlesenen Gemälden, welche in drei zusammenhängenden, nur von oben erleuchteten Sälen zweckmäßig und würdig aufgestellt sind. Eine systematische Anordnung nach Schulen ist in einem so kleinen Raume dabei nicht gut durchführbar, obwol natürlich Zusammengehöriges so viel als möglich zusammengebracht worden ist. Die Gallerie hat überhaupt zu große Lücken, als daß sie auf den Rang eines systematischen kunstgeschichtlichen Museums Anspruch machen könnte, wenngleich sie für die Bildung angehender Künstler und für Verbreitung ästhetischer Bildung unschätzbar ist. Die deutsche Malerei ist leider gar nicht, und die spanische nur durch das originelle Bildniß des Don Balthasar Carlos von Velasquez vertreten. Wir finden keinen einzigen Holbein, keinen Dürer, keinen Kranach, keinen Murillo. Aber auch Raphael und Rubens sind nur in modernen englischen Kopien vorhanden, und nach Michel Angelo, Correggio und Claude Lorrain sehen wir uns gleichfalls vergeblich um. Unter den Italienern verdienen genannt zu werden: eine Anbetung von Titian, ein Ecce Homo von Guido Reni, Venus und Adonis von Paul Veronese, ein Salvator Rosa u. s. w. Von den Holländern müssen wir hervorheben: Berghem, eine reizende Landschaft bei Sonnenuntergang, welche von einigen dem Cuyp, von andern dem Jan van Ossenbeck zugeschrieben wird, zwei

Ruysdaels, zwei Hobbemas, eine Kreuzabnahme von Rembrandt, drei Jagden von Snyders, Ostade, Teniers und endlich fünf große Bilder von Van Dyck, unter denen sich namentlich die Familie Lomellino als ein Prachtstück auszeichnet. Aus der englischen und speziell schottischen Schule fallen besonders die biblischen und allegorischen Gemälde von William Etty (1787—1849) durch ihre kolossalen Verhältnisse ins Auge. Wenn die Größe des Künstlers mit der Größe seiner Leinwand Hand in Hand ginge, so würde Etty unzweifelhaft zu den größten Malern aller Zeiten gehören, denn eine Länge von dreizehn bei einer Höhe von zehn Fuß ist bei ihm nicht ungewöhnlich. Noch maßloser sind seine Figuren. Die schottische Nationalgallerie ist glücklich genug, sein Meisterwerk 'den Kampf' zu besitzen, in welchem das Weib den Sieger für den Besiegten um Gnade fleht. Es wirkt in seiner riesigen Nacktheit nur abstoßend und widerwärtig. Die englische Historienmalerei vertritt James Drummond durch seine Hinrichtung des Kapitän Porteous und seinen König Jakob I., der aus dem Gefängnisse zu Windsor zuerst seine künftige Gemahlin erblickt. Es sind fleißige Verstandesarbeiten, Illustrationen, aber keine Gemälde. Von Wilkie ist nur eine unvollendete Skizze vorhanden: Knox in Calder-House das Abendmahl austheilend. Unter den Landschaften zeichnet sich Inverlochy Castle (am Fuße des Ben Nevis) von Horatio M'Culloch aus, der die landschaftlichen Schön-

heiten seines Vaterlandes mit kräftigem Pinsel und in glänzenden Farben wiederzugeben versteht. Auch die Landschaften des Ehrwürdigen John Thomson (1778—1840) verdienen rühmliche Erwähnung. John Thomson war lange Jahre hindurch Prediger zu Duddingston auf der Südseite des Arthurssitzes und soll weder als Geistlicher noch als Maler Dilettant gewesen sein — gewiß ein seltenes Lob. Aus Rücksicht auf seinen Stand wurde er nicht wirkliches, sondern Ehrenmitglied der schottischen Akademie und aus demselben Grunde stellte er seine Bilder nirgend anders als in Edinburg aus. Von 1808—1840 bereicherte er die verschiedenen Ausstellungen mit nicht weniger als 109 Beiträgen. Mit seiner Meisterschaft in der Malerei verband er ein bedeutendes musikalisches Talent, gediegene Gelehrsamkeit und den liebenswürdigsten Charakter, Eigenschaften, welche ihm die Achtung und Freundschaft der vorzüglichsten Männer seines Vaterlandes, unter andern auch Walter Scotts, erwarben. Besonderes Geschick besaß er in der Darstellung eines stürmischen Himmels und eines aufgeregten Meeres. Unter den zahlreichen Bildnißmalern endlich stehen Sir Watson Gordon, Laurence, Raeburn und Reynolds obenan, von welchem letztern die Gallerie jedoch nur eine unbedeutende Jugendarbeit besitzt. Leider verirren sich die englischen Bildnisse zu oft in Sonderbarkeiten des Kostüms und der Komposition.

Höchst charakteristisch sind die Eigenthumsverhältnisse der Gallerie, indem dieselbe aus sechs verschiedenen Abtheilungen besteht, welche nur durch den Gemeinsinn und die Vaterlandsliebe ihrer verschiedenen Besitzer zu einem zeitweiligen Ganzen vereinigt worden sind. Die erste Abtheilung befindet sich im Besitze der Royal Institution. Die zweite ist von Sir James Erskine von Torrie der Edinburger Universität vermacht worden und hat mit Bewilligung des akademischen Senats hier ihre Aufstellung gefunden. Die dritte gehört der schottischen Akademie, die vierte der Direktion für schottische Manufakturen (Board of Trustees for Manufactures in Scotland), in deren Besitz sich auch das Gebäude befindet, die fünfte ist Eigenthum der Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste und die sechste endlich ist von dem Marquis von Abercorn und Mr. Raeburn der Gallerie für eine bestimmte Zeit geliehen worden. In diesem einmüthigen und aufopfernden Zusammenwirken so verschiedener Behörden, Körperschaften und Privatpersonen, wenn es gilt, eine nationale Ehrensache ins Leben zu rufen und zu unterstützen, gehen die Engländer in der That allen übrigen Nationen als Muster voran.

Einer der angenehmsten Kunstgenüsse wurde mir durch den Besuch der Werkstatt des Professor Steell zu Theil, des ausgezeichneten Bildhauers, dem Edinburg so manche Zierden verdankt und welchem ich durch einen Freund vorgestellt wurde. Mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit

führte uns Professor Steell durch die zweckmäßig und bequem eingerichteten Räume, wo er uns sowol die Modelle seiner früheren Werke, als auch die noch unvollendeten Erzeugnisse seines Meißels erläuterte. Er arbeitet gegenwärtig unter andern an einem kolossalen Standbilde des schottischen Dichters Allan Ramsay, welche der kürzlich verstorbene Lord Murray bei ihm bestellt hat. Um diese Statue würdig aufzustellen hat Lord Murray in seinem Garten am Nordabhange der Altstadt unweit des Schlosses eine weithin sichtbare Terrasse im Burgstyle erbauen lassen, so daß das Ganze eine neue Zierde für den Mittelpunkt der Stadt zu werden verspricht. Der Gedanke ist um so sinniger, als eben dieser Garten mit dem runden Hause am obern Ende von Ramsay angelegt worden ist, der hier sein Leben beschlossen hat, und von dem das Besitzthum durch Erbschaft an Lord Murray gekommen ist. Das nach der Esplanade hinaufführende Gäßchen trägt noch jetzt Ramsay's Namen. Leider hat Lord Murray die Vollendung seines Werkes nicht mehr erlebt. Noch größere Anziehungskraft als die Ramsay-Statue übte jedoch ein Bronze-Abguß der zu einem Kopfe vervollständigten Todten-Maske Walter Scott's auf mich. Dieser Abguß ist so wenig durch die Kunst verschönert, daß sogar der bei der Sektion gemachte Kopfschnitt beibehalten und der hintere Theil des Kopfes fast ganz unausgeführt geblieben ist. Es ist mit Einem Worte Scott's

Todtenkopf in Erz. Die Kopfbildung ist höchst eigenthümlich; Stirn und Schädel sind so außerordentlich hoch, daß der obere Theil des Kopfes, von der Nasenwurzel bis zum Scheitel fast länger ist, als das Gesicht von der Nasenwurzel abwärts. Noch auffallender erscheint die Höhe vom Ohre bis zur Scheitelkrone. Und doch heißt es im Sektionsbefunde, daß sein Gehirn nicht groß und der Schädel dünner war als gewöhnlich. Die Oberlippe ist sehr lang, das Kinn dagegen kurz. Der ganze Kopf erhält dadurch eine merkwürdig längliche Bildung, und die Höhe des Schädels macht den Eindruck, als ob da oben, über den niedern Geistesthätigkeiten, ein besonders großer Raum für ein freies und erhabenes Gedankenspiel gewesen wäre. Professor Steell hat diesen Bronzeguß, den er vom künstlerischen wie vom nationalen Standpunkte mit besonderer Liebe zu betrachten schien, im Auftrage des Herrn Hope Scott ausgeführt, der denselben in seinen Privatzimmern aufzustellen beabsichtigt, so daß nur noch besonders begünstigte Reisende sich seines Anblicks werden erfreuen können.

XI.

Edinburger Traditionen.

Das Edinburger Leben hat sich von jeher durch eine stark ausgeprägte Individualität ausgezeichnet. Die Begegnung und Durchdringung des angelsächsischen mit dem keltischen Stamme erzeugte hier seit Jahrhunderten einen kräftigen Menschenschlag, der sich in ungehinderter Freiheit zu entwickeln vermochte und durch langjährige politische und religiöse Kämpfe gestählt wurde. Nicht minder wurde die Entfaltung eines freien und selbstbewußten Lebens durch das Zusammenströmen vieler vermöge uralten Landbesitzes unabhängiger Familien in der Hauptstadt des Landes begünstigt, wobei die Abwesenheit eines Hofes nur förderlich wirkte. Dazu hatte die Stadt von jeher eine entsprechende Größe; sie war weder zu klein, so daß allzu nahe Berührung und Bekanntschaft das Emporkommen hervorragender Persönlichkeiten verhindert hätte, noch zu weitläufig, so daß der Einzelne in dem allgemeinen Strudel

untergegangen und die Theilnahme für sein Schicksal unmöglich gemacht worden wäre. Jene ununterbrochene Stetigkeit des Daseins, auf welche wir bereits oben hingewiesen haben, zeigt sich ganz besonders auch im Leben der Familien, welche ihre Geschichte mit viel größerer Liebe und Genauigkeit zu verfolgen pflegen, als es bei uns geschieht. Aus dem Zusammenwirken dieser Ursachen erklärt es sich, daß Edinburg außerordentlich reich an Traditionen ist, welche sich, ähnlich den optischen Phänomenen, nur in einer gewissen räumlichen und zeitlichen Ferne zu bilden pflegen, in welcher sich bestimmte Umrisse weder deutlich erkennen lassen, noch auch die Gestalten gänzlich in Nebel zerfließen.

Meistentheils knüpfen sich diese Traditionen an die Nachtseite der Gesellschaft, wobei wir jedoch die Nacht nicht allein als die Mutter dunkler und verbrecherischer Thaten, sondern auch als die Freundin aller lustigen Brüder und die Beschützerin ausgelassener Streiche auffassen müssen. Nach beiden Seiten hin, sowohl nach der tragischen wie der humoristischen, werfen die Edinburger Traditionen helle Streiflichter auf die Bildung und die gesellschaftlichen Zustände der Stadt namentlich während des vorigen Jahrhunderts.

Eins der merkwürdigsten Häuser in dieser Beziehung ist das früher erwähnte Queensberry House, über dessen Bewohner Geisteskrankheit durch mehrere Geschlechter ihre

dunkeln Schwingen ausbreitete und ihr Leben trotz Reichthum und Rang dem Glücke verschloß. Queensberry House verdankt seine Entstehung dem ersten Herzoge von Queensberry, dem gefügigen Minister der beiden letzten Stuarts, demselben, der auch das Schloß Drumlanrig in Dumfriesshire mit ungeheuren Kosten erbaute und auf das darüber geführte Ausgabenbuch die kräftige Verwünschung geschrieben haben soll: 'Der Teufel kratze dem die Augen aus, der in dieses Buch guckt.' Die Presbyterianer von reinem Wasser erzählen, daß er zur Strafe für seine gegen sie gerichteten Verfolgungen an der Läusekrankheit gestorben sei — nicht durch die presbyterianische Brille betrachtet, war es ein gewöhnliches Fieber. Der zweite Herzog, sein Sohn, war der Hauptbeförderer der Union und lud durch diese Politik den Haß des niedern Volkes auf sich, das ihn deswegen als Vaterlandsverräther betrachtete und sogar zu ermorden drohte. Ein schwereres Unglück war für ihn jedoch der blödsinnige Zustand seines ältesten Sohnes, der, da er riesige Körperkraft besaß, in einem dunkeln Gemache des Hauses gefangen gehalten werden mußte. An dem Tage, als im schottischen Parlamente die Union mit England beschlossen werden und der Herzog seine langjährigen Bemühungen gekrönt sehen sollte, drängte sich ganz Edinburg um das Parlamentsgebäude und erwartete mit ängstlicher Spannung den Ausgang der Verhandlung. Auch die sämmtliche Diener=

schaft des Herzogs hatte der Neugier nicht widerstehen können und niemanden im Hause zurückgelassen, als einen Küchenjungen, der am Bratenwender das Mittagsmahl bereiten mußte. Der Blödsinnige, die Abwesenheit seines Wärters bemerkend und durch die ungewöhnliche Stille im Hause aufmerksam gemacht, brach aus seinem Gefängnisse und tobte durch die Gänge und Zimmer, bis der Bratengeruch den gefräßigen Menschen in die Küche lockte. Hier packte er den unglücklichen Knaben, steckte ihn statt des Bratens an den Spieß, briet ihn und war eben damit beschäftigt, ihn zu verschlingen, als der Herzog mit seinem Gesinde von seinem Triumphe zurückkehrte. Auch hierin erblickte natürlich das Volk eine wohlverdiente Strafe des Himmels.

Karl, der dritte Herzog, der jüngere Bruder dieses Blödsinnigen, entzweite sich mit dem Hofe wegen seiner Freundschaft für den Dichter Gay. Darüber mochte er sich leichter trösten, als über den Zustand seiner Gemahlin. Vor ihrer Vermählung hatte ihr zeitweise die Zwangsjacke angelegt werden müssen. Später war sie wol weniger tobsüchtigen Anfällen unterworfen, allein die Aufgeregtheit ihres Geistes gränzte fast immer an Wahnsinn. Wenn sie zu Abendgesellschaften eingeladen war und das Theegeschirr ihrer Ansicht nach über den Rang und das Vermögen der Wirthin hinausging, so pflegte sie wie durch ein Versehen den Theetisch umzuwerfen, die Tassen zu zerbrechen und sich an der Verlegenheit und den Redens-

arten der Gastgeberin zu weiden. Zu ihren Sonderbarkeiten gehörte es, in schottischen Bauerkleidern zu gehen. Einst, als die Damen, welche sie eingeladen hatte, in ihren besten Brokat-Kleidern erschienen waren, schlug sie ihnen einen Spaziergang ins Freie vor, und als sie bei einer benachbarten Meierei angekommen waren, setzte sie sich mit ihrem Friesrocke ohne Umstände auf einen Düngerhaufen, nöthigte ihre Gäste neben ihr Platz zu nehmen und lachte sie dann wegen ihrer verdorbenen seidenen Kleider aus. Ein anderes Mal wollte sie sich ihrem Gemahle nähern, als er eben eine Parade abhielt. Die Posten, welche sie nicht kannten, wiesen die vermeintliche Bauerdirne barsch zurück, worauf sie in eine solche Wuth gerieth, daß sie nur durch die Versicherung ihres Gemahls besänftigt werden konnte, daß die Schuldigen gehörig ausgepeitscht worden seien. Sie erschien sogar bei Hofe in dieser Tracht, und da sie der Hofmarschall einstmals ihrer Schürze wegen nicht zulassen wollte — denn Schürzen waren von der Königin verboten worden — band sie ihre Schürze ab, warf sie dem Hofmarschall ins Gesicht und schritt in ihrem braunen Friesrocke ohne Umstände in den Ballsaal.

Der älteste Sohn des Herzogs Karl, Lord Drumlanrig, war gleichfalls geisteskrank und erschoß sich 1754 auf einer Reise nach London, während er vor dem Wagen seiner Mutter herritt. Nach dem Tode des Herzogs 1778

fielen daher sein Titel und seine Güter einem Vetter, dem Grafen March zu, welcher Queensberry House mit seinen 58 heizbaren Zimmern im Jahre 1801 für das Spottgeld von 900 Pfund St. an die Regierung verkaufte. Die ferneren Schicksale des Hauses sind bereits oben erwähnt worden.

Eine andere Geschichte, welche uns einen tiefen Blick in die schottischen Sitten und Zustände während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts thun läßt, ist die der Lady Grange, Gemahlin James Erskine's von Grange, der in seiner Eigenschaft als Richter gewöhnlich Lord Grange genannt wurde. Lord und Lady Grange waren bereits über 20 Jahre verheirathet und hatten mehrere Kinder, als sie im Jahre 1730 sich zu trennen beschlossen. Lady Grange gab als Grund dieser freiwilligen Scheidung an, daß ihr Gemahl einen plötzlichen Widerwillen gegen sie gefaßt habe; der Lord hingegen behauptete offenbar mit mehr Recht, daß alle seine Bemühungen, seine Frau zu einem vernünftigen Betragen zu bringen, vergeblich gewesen und daß er nicht länger im Stande sei, ihre an Wahnsinn gränzende Heftigkeit und Wuth zu ertragen. Lord Grange gab seiner Frau ein Jahrgeld von 100 Pfd. St., womit sie bei dem damaligen Geldwerth gewiß ganz auskömmlich leben konnte. Nachdem sie einige Monate auf dem Lande zugebracht, kehrte sie aber nach Edinburg zurück und miethete sich eine Wohnung ganz in der Nähe

ihres Gemahls mit der erklärten Absicht, nicht sowohl bisweilen ihre Kinder zu sehen, sondern hauptsächlich ihren Gemahl zu nöthigen, sie wieder zu sich zu nehmen. Nach der Angabe ihres Gemahls verfolgte sie ihn und die Kinder selbst auf der Straße mit Vorwürfen, drang in sein Haus oder rief Schimpfreden durch die Fenster, besonders wenn er Gesellschaft bei sich sah. Einmal zwang sie ihn, mit seinem Sohne sich zwei Stunden lang in ein Wirthshaus vor ihr zu flüchten. Ein ander Mal fiel sie ihn in der Kirche an. Sie drohte sogar ihn in seinen Amtsverrichtungen zu stören, wenn er zu Gericht säße und scheute sich nicht, offen auf den Sturz ihres Gemahls hinzuarbeiten. Sie hatte nämlich ein Schriftstück in Händen, das ihm die Ungnade des allmächtigen Ministers Walpole zuziehen mußte und beabsichtigte dasselbe persönlich nach London zu überbringen. Sie hatte bereits einen Platz in der damals nach London gehenden Landkutsche genommen, doch Lord Grange wußte ihre Reise zu verhindern, indem er ihr das bezahlte Geld zurückgeben und den Platz an Jemand anders verkaufen ließ.

Lord Grange befand sich in der übelsten Lage. Obwohl selbst Richter, wußte er doch keine gerichtliche Hülfe, die ihn und seine Kinder vor solchen Angriffen und Verfolgungen sicher gestellt hätte. Anstalten für Geisteskranke, wo er seine Frau hätte unterbringen und vielleicht heilen lassen können, gab es damals noch nicht. So blieb ihm

nur Selbsthülfe, und im Einverständnisse mit einigen Freunden im Hochlande verfiel er auf einen Plan, seine Frau zu 'sequestriren', wie er es nannte. Am 22. Januar 1732 Abends drangen einige Hochländer in ihre Wohnung, ergriffen und fesselten sie, banden ihr ein Tuch über den Kopf, trugen sie die Treppe hinunter und setzten sie in eine Portechaise, wo sie ein Mann auf den Schooß nahm und festhielt. So gings zur Stadt hinaus. Hier standen Pferde, und die unglückliche Frau wurde hinter einen Reiter gesetzt, an den sie fest gebunden wurde. Trotz ihrer Klagen über Krampf in der Seite ließ sie der Führer der Bande doch nicht absteigen, sondern ihr im Gegentheil das abgenommene Tuch wieder vor den Mund binden. Nach einem Ritte von zwanzig englischen Meilen machten sie vor dem Hause eines Advokaten Namens Macleod Halt, wo die Dame erwartet und in ein für sie in Bereitschaft gesetztes Schlafzimmer geführt wurde. Da jedoch ein Mann zu ihrer Bewachung im Zimmer gelassen wurde, war es ihr unmöglich, sich auszukleiden und zu schlafen. In der folgenden Nacht wurde sie wieder in derselben Weise zu Pferde gesetzt und in der Nähe von Stirling nach einem Thurme gebracht, wo sie mehrere Monate in einem dichten Gemache gefangen gehalten wurde, bis ihre Gesundheit litt und man ihr erlaubte unter strenger Bewachung in den Hof, doch nicht in den Garten zu gehen. Im August wurde sie auch von hier weiter geschleppt und in Nachtmärschen stets zu Pferde nach dem Hochlande geführt.

Sie konnte sich nie entkleiden; eines Nachts schliefen sie in einer Scheune, ein andermal gar auf dem freien Felde, und als sie sich der rauhen und unbewohnten Westküste näherten, wiederholt in Kuhställen.

So kamen sie nach Loch Hourn, einem der Insel Skye gegenüber liegenden Meeresarme. Dort erwartete sie eine Barke und brachte sie nach der kleinen Insel Heskir oder Hisker, welche, im Besitze Sir Alexander Macdonald's, von Niemandem, als von dessen Pachter und seiner Frau bewohnt wurde. Hier verblieb Lady Grange beinahe zwei Jahre, entblößt von allen Bequemlichkeiten gesitteten Lebens und ohne Jemanden zu sehen außer ihren Hütern. Während des ganzen ersten Jahres konnte sie weder Brot noch Kleider erhalten. Auch wurde ihr natürlich nicht gestattet, ihren Freunden brieflich von sich und ihrem Schicksale Nachricht zu geben; sie wurde eben 'sequestrirt'. Das Wunderbarste an der Sache ist, wie Lord Grange so viele gebildete, ja hochstehende Männer zur Beihülfe bei so unerhörten Gewaltthätigkeiten zu bewegen vermocht hatte. Lord Grange's hochländische Freunde waren den verbannten Stuarts zugethan, und es läßt sich vermuthen, daß er ihnen die Beseitigung seiner Frau als eine politische Nothwendigkeit darzustellen wußte, damit gewisse Geheimnisse, in deren Besitz sie sei, nicht verrathen würden. Dessenungeachtet mochte Sir Alexander Macdonald Gewissensbisse fühlen, sich an einer solchen Gesetzwidrigkeit betheiligt zu haben, oder das Ver-

steck mochte nicht mehr sicher genug erscheinen, genug im Juni 1734 erschien wieder eine Barke, welche Lady Grange an Bord nahm und nach dem äußersten Ende Großbritanniens, nämlich nach der Insel St. Kilda brachte, die sich im Besitze des Häuptlings der Macleods, Normand Macleod, befand. In vieler Hinsicht war dieser Wechsel eine große Verbesserung für die arme Gefangene, denn die Insel war nicht unbewohnt wie Heskir, und sie erhielt hier ein eigenes aus zwei Zimmern bestehendes und ziemlich gut eingerichtetes Häuschen; sogar eine eigene Magd wurde ihr gestattet. Freilich waren die Bewohner von St. Kilda sämmtlich Menschen ohne Erziehung, ja Lady Grange konnte sich nicht einmal mit ihnen verständigen, da sie nur Gälisch und nicht Englisch sprachen. An Bücher oder Zeitungen, überhaupt an die Bedürfnisse des gebildeten Lebens, welchem die Gefangene seit ihrer Geburt angehört hatte, war nicht zu denken. Nur Einmal des Jahres kam ein Beamter Macleod's, um die Abgaben einzunehmen, und dieser war freundlich genug, ihr regelmäßig einige Pfunde Zucker und Thee und ähnliche Vorräthe mitzubringen. In diesem bemitleidenswerthen Zustande brachte sie sieben traurige Jahre zu. Sie war gütig gegen die Bauern, aber ihre Hochachtung konnte sie doch nicht erwerben, denn ihre Heftigkeit kannte noch immer keine Gränzen, und bei dem geringsten Versehen, das Jemand beging, brach sie in Wuth aus. Eines Nachts stand sie auf, ging nach dem Schlafzimmer

ihres Wirthes und nahm eine über dessen Bett hängende Pistole herab, wurde aber glücklicher Weise entdeckt und lief schnell wieder in ihr Bett. Ueberdies hatte sie sich auch dem Trunke ergeben, und geistige Getränke bildeten einen Hauptartikel unter ihren Vorräthen, den sie ankerweise zu beziehen pflegte.

Lord Grange hatte unterdessen sein Richteramt aufgegeben und nahm als Anhänger des Prinzen von Wales und Gegner des Ministers Walpole eine bedeutende Stellung in der politischen Welt ein. Es that dem Ansehen, welches er genoß, keinen Abbruch, daß die Gesellschaft mit der Beseitigung und Gefangenhaltung seiner Frau bekannt war; wußte doch Niemand, wo sie war. Durch einen Geistlichen, Mr. Maclennan, welcher einige Zeit auf St. Kilda zugebracht hatte, erhielt man jedoch jetzt die Kunde ihres Aufenthalts, und der Anwalt der Lady, der lebhaften Antheil an ihrem Schicksal nahm, säumte nicht, sich deshalb an den Lord Oberrichter zu wenden, um von ihm die Genehmigung zur Aufsuchung und Befreiung der Gefangenen zu erlangen. Allein Lord Grange und seine Freunde wußten die Ertheilung einer solchen Genehmigung zu hintertreiben, und der Anwalt nahm jetzt ebenfalls seine Zuflucht zu ungesetzlicher Selbsthülfe. Er miethete ein Schiff und schickte es mit Bewaffneten zur gewaltsamen Befreiung seiner Klientin ab. Die Frau des genannten Geistlichen diente als Führerin. Allein in Folge eines zwischen ihr und dem

Kapitän des Schiffes ausgebrochenen Streites machten sie in der Nähe der Insel Mull Halt und standen von der Fortsetzung ihrer Reise ab.

Jetzt nahm auch der Besitzer der Insel St. Kilda, Normand Macleod, plötzlich eine andere Haltung an. Er that, als wisse er von der ganzen Sache nichts und gab Befehl, Nachforschungen nach der Dame anzustellen. Diese lieferten das Ergebniß, daß die Gefangene, weit entfernt gemißhandelt zu werden, ganz anständig behandelt und verpflegt werde, und dabei scheint sich die öffentliche Meinung wieder beruhigt zu haben. Allerdings wurde ein gerichtliches Verfahren eingeleitet, doch nur wegen Nachzahlung rückständiger Pflegegelder, und der Anwalt der Lady getraute sich nicht einmal, das zu ihren Gunsten lautende Erkenntniß zur Vollstreckung zu bringen. Zum Glücke für alle betheiligten Parteien starb die unglückliche Gefangene im Mai 1745, und ihr Gemahl bedankte sich von London aus brieflich bei einem Freunde, daß er ihm die Nachricht vom Tode 'jener Person' mitgetheilt habe.

Während diese und ähnliche Erzählungen uns die tragische Seite des schottischen Lebens während des vorigen Jahrhunderts vorführen, zeigt uns eine andere Reihe dasselbe in einem ganz anderen Lichte. Namentlich während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren die Schotten durchaus nicht in dem Maße dem Presbyterianismus unterworfen wie gegenwärtig. Das waren die Zeiten

des lustigen Schottlands, die zwar bei weitem nicht so lange zurückliegen als die des lustigen Altenglands, aber dessenungeachtet viel' gründlicher ausgerottet zu sein scheinen. Damals war die Neigung, das Leben zu genießen und ihm die leichte und fröhliche Seite abzugewinnen fast in allen Ständen vorherrschend und offenbarte sich — in ächt nordischer Weise — besonders in der Vorliebe für die Freuden der Tafel und des Bechers. Die Schotten waren zu jener Zeit vortreffliche Trinker und verstanden dem Bacchus in wahrhaft liebenswürdiger und humoristischer Weise zu huldigen. Obenan standen in dieser Hinsicht die Richter und Advokaten, welche gründliche Gelehrsamkeit, glänzende Geistesgaben und einen ehrenfesten Charakter mit der Liebe zur Flasche und zur heitern Geselligkeit auf eine bewundernswürdige Weise zu vereinigen wußten. Scott hat im Rath Pleydell (nebst seinem Schreiber Driver) im Guy Mannering ein köstliches, nach der Natur gezeichnetes Bild eines solchen lebenslustigen Themispriesters geliefert.

Einer der bekanntesten lustigen Brüder Edinburgs war ein Kassenbeamter James Balfour, der namentlich ein wunderbares Talent besaß, lustige schottische Volkslieder vorzutragen und daher allgemein unter dem Namen Singing Jamie Balfour bekannt war. Sowohl als Beamter wie als Mensch erfreute er sich allgemeiner Achtung; er war ein tüchtiger Geschäftsmann, ehrlich und

gerade, gutmüthig und liebenswürdig, dabei durch und durch Jacobit. Sein einziger Fehler war seine Liebe zum Wein, den er bei seiner kräftigen Leibesbeschaffenheit in großer Menge vertilgen konnte. Wenn er gezecht hatte, pflegte er sich Kopf und Hände mit kaltem Wasser zu waschen und war dann augenblicklich nüchtern. Als ein gewiegter Kenner pflegte er, wenn er irgend eine Flasche mit einem tüchtigen Knall öffnen hörte, sofort sein Glas mit den Worten hinzuhalten: Mädel, gieb mir ein Glas von dem! Die hübscheste Geschichte aus seinem Leben ist die folgende. Von einem Gelage heimkehrend fiel er in eine Kalkgrube, die vor einem im Bau begriffenen Hause gegraben war. Ein vorübergehender Herr hörte sein Stöhnen, antwortete aber auf seine Bitte ihm herauszuhelfen: 'Wozu, Ihr könnt ja doch nicht stehen, wenn Ihr herauskommt?' 'Mag sein, erwiderte Balfour, aber wenn Ihr mich herausholt, will ich mit Euch um eine Flasche Rothwein nach der Tron-Kirche um die Wette laufen.' Der Herr, dem dieser Humor gefiel, stand ihm bei, brachte ihn zum Stehen, sie setzten an und siehe da! Balfour gewann die Wette, obgleich er sich sofort auf den Kirchentritt setzen mußte, da er in der That unfähig war zu stehen. 'Nun, sagte Balfour, nachdem er ein paar Minuten lang Athem geschöpft, gilt's noch eine Flasche von hier bis zu Fortune's?' Der Fremde nahm die Wette an, und Balfour gewann zum

zweiten Male. Sie setzten sich in der genannten Kneipe fest, um die Wette auszumachen, und Balfour mußte gegen Morgen seinen neuen Freund in einer Portechaise nach Hause bringen lassen.

Daß eine so verbreitete Trinklust auch das schöne Geschlecht mitunter ansteckte, kann uns nicht wundern. Namentlich wird eine Geschichte erzählt von drei Damen, die sich eines Abends in einem Wirthshause in der High-street gütlich gethan hatten und in später Stunde in der rosenfarbensten Laune ihren Nachhauseweg antraten. Alles ging gut, denn der Mond schien so hell, daß sie selbst mit ihren unklaren Köpfen den Weg finden konnten, bis sie zur Tron-Kirche kamen, wo der dunkle Schatten des Thurmes queer über die Straße fiel. Was war das? Offenbar ein Graben oder Bach, durch den sie hindurch mußten. Unsere benebelten drei Grazien faßten sich ein Herz, setzten sich an den Rand des vermeintlichen Baches, zogen Schuhe und Strümpfe aus, schürzten ihre Kleider auf, wateten durch das Wasser und setzten dann ihren Weg in der heitersten Stimmung fort.

Auch die Auster-Keller waren in jener Zeit beliebte Lokale für fröhliche Abendpartien von Herren und Damen, selbst aus den höchsten Ständen. Hier warf man allen Zwang der Etikette ab und ließ dem Witze und der Laune freien Lauf, und mancher Scherz, der im Gesellschafts-zimmer streng verpönt gewesen wäre, wurde hier beim Rum-

Punsch beklatscht. Dann wurden die fichtenen Tische bei Seite gestellt, die Talglichter fanden in den Fenstern Platz, und ein Tänzchen wurde nur um so mehr genossen, als es eben ein wirklicher Ausbruch natürlicher Fröhlichkeit war.

Es versteht sich von selbst, daß es nicht an geselligen Vereinen und Klubs fehlte, die meist einen äußerst harmlosen Charakter trugen und für die einfachen und bürgerlich-ordentlichen Sitten der Zeit bei aller Neigung zum Lebensgenusse ein günstiges Zeugniß ablegen. Da war z. B. der zahlreiche Kap-Club, der größtentheils aus literarisch gebildeten Männern und Künstlern bestand. Seinen Namen verdankte er dem Umstande, daß eins der ursprünglichen Mitglieder auf dem Nachhausewege jedesmal eine scharfe, abschüssige Ecke zu passiren hatte, die er sein Kap nannte, das er umschiffen müsse. Am nächsten Abend wurde er dann gefragt, wie er ums Kap gekommen — es mochte für ihn allerdings nicht immer leicht sein — ob es sehr stürmisch am Kap gewesen, und was der Neckerei mehr war. Und von diesem wohlfeilen Witze zehrte der Kap-Club Jahre lang.

Ein anderer Klub war der aus Bürgern bestehende sogenannte 'Pious Club', der sich bei einem Pastetenbäcker versammelte und sich an der Zweideutigkeit seines Namens ergötzte. Die Streitfrage nämlich, ob ihr Klub der 'fromme Klub' hieße oder seinen Namen von den Pasteten (Pies) herleite, die sie zu verzehren pflegten, war der Gegenstand

beständigen Witzes und Scherzes. Die Mitglieder waren regelmäßige Zehn-Uhr-Leute und gestatteten sich niemals mehr als einen Tummler Whisky-Punsch, den sie aus einer gemeinschaftlichen Karaffe tranken. Eine besondere Zierde dieses Klubs war ein Herr Lind, ein Mann, welcher seine drei hundert Pfund wog, und dem in stiller Gemüthlichkeit zu essen und zu trinken über Alles ging. Man pflegte von ihm zu sagen, daß, wenn alle die Ochsen, die er in seinem Leben verzehrt, in eine Reihe gestellt würden, sie von einem Stadtthore zum andern reichen würden, und daß eine Fregatte von 74 Kanonen in dem Weine schwimmen könnte, den er getrunken. Sein Lieblingsgericht war Lachshaut, die er selbst von den Tellern seiner Mitgäste zusammenzuscharren kein Bedenken trug. Er hatte nur Einen Trinkspruch, von dem er niemals abwich: 'Fröhliche Tage für lustige Kumpane!' Der Klub hatte auch seinen Dichter, der u. A. folgendes Epigramm auf Herrn Lind dichtete:

In going to dinner he ne'er lost his way,
Though often, when done, he was carted away.

Der Verschwender-Klub führte seinen Namen von der Verschwendung der Klubisten, die sich jeden Abend bis auf fünf Pence verstieg. Sie spielten Whist zum halben Penny, bezahlten zwei Pence für ihr Abendbrot, eben so viel für ihre halbe Flasche Bier und gaben, um ihrer Vergeudung die Krone aufzusetzen, sogar noch der

Aufwärterin einen halben Penny Trinkgeld. In der neuesten Zeit, denn der Klub bestand, wenn auch in veränderter Weise, noch in den zwanziger Jahren, waren diese Ausgaben allerdings bis auf einen Schilling oder gar vierzehn Pence für jeden Abend angewachsen.

Der Eber-Klub war ein Verein anderer Art, indem er meist aus modischen jungen Herren bestand, die in einer modernen Taverne der Neustadt zusammenkamen. Alle Mitglieder waren Eber; sie sprachen nicht, sondern grunzten und hatten kein Zimmer, sondern einen Koben, wo sie sich 'im Kothe wälzten'. Dieser Klub wurde im Jahre 1787 von einem deutschen Musiker, Namens Schetky, gegründet, welcher bald nach 1760 nach Edinburg gekommen war; seinen sonderbaren Namen erhielt er nach dem ersten Wirthe der Gesellschaft, welcher Boar (Eber) hieß. Niemand durfte, bei einem halben Penny Strafe, den andern mit seinem wirklichen Namen, sondern nur mit 'Herr' anreden. Ein Tanzmeister, Namens Aldridge, war Groß-Eber, und Schetky sein Stellvertreter; später gab es auch einen Gekrönten Dichter, einen Erzbischof, einen Ober-Grunzer und andere Beamte. Die Sau, d. h. die Kasse, pflegte jährlich einmal zu 'ferkeln', d. h. ihr Inhalt wurde ausgeschüttet und zu einem festlichen Mittagsmahle verwandt.

Aber nicht alle Klubs waren von so unschuldiger Natur wie die genannten. Es gab auch Vereine junger

Taugenichtse und Wüstlinge, welche dem Bacchus ohne Witz und Grazie opferten, schamlose Orgien feierten und dann in wilder Trunkenheit durch die Straßen tobten, wo sie, von den Stadtsoldaten ungehindert, Jeden, der ihnen in den Wurf kam, stießen, jagten und zerrten, bis er erschöpft umsank. Oder sie donnerten mit den Klopfern an jede Hausthür, wenn sie nicht gar die neumodischen Klopfer selbst abrissen und in den Rinnstein warfen. Fand man doch einmal an einem Hause, nachdem die ganze Nacht hindurch geklopft worden war, am Morgen den Klopfer halb abgebrochen und in dem Reste ein blutiges Fingerglied stecken!

XII.

Die Umgegend von Edinburg.

Wenn man zu den Thoren einer deutschen Stadt hinausgeht, so findet man in der Regel schattige Spaziergänge, alte Festungswälle, die in Anlagen umgewandelt sind, öffentliche Kaffee- und Biergärten, so wie die niedern Regionen der Tanzböden und Kegelbahnen. Von dem allen ist hier nicht die Rede. Oeffentliche Gartenwirthschaften und Tanzlokale giebt es überhaupt nicht. Man tritt auch nicht plötzlich aus der Stadt heraus, da sie, wie alle britischen Städte, nicht durch Mauern und Thore abgeschlossen ist, und da das, was man als Vorstädte betrachten könnte, nicht aus regelmäßigen Straßen besteht. Jeder baut sich außerhalb der Stadt an, wie und wo es ihm eben beliebt, und die Stadt verliert sich allmählig in's Land, ohne daß man eine bestimmte Gränze zwischen beiden zu ziehen vermöchte.

Nichtsdestoweniger ist Edinburg sowol innerhalb wie außerhalb der Stadt reich an Spaziergängen. Die schönsten, wie die Princesstreet-Gärten, die Calton-Gärten, die Queenstreet-Gärten und die Squares sind freilich nur halb-öffentlich, indem sie verschlossen sind, und das Recht zu ihrer Benutzung von den Anwohnern durch eine jährliche Abgabe erkauft werden muß. Dagegen stehen der Arthurssitz, der Calton-Hügel und die Meadows in der Altstadt selbst dem Aermsten frei. Auch die neuen Begräbnißplätze außerhalb der Stadt können gewissermaßen zu den Spaziergängen gerechnet werden. Die alten leider noch nicht geschlossenen Kirchhöfe innerhalb der Stadt, Greyfriars' Churchyard in der Altstadt, wo die religiösen Märtyrer des siebzehnten, und Calton Cemetery in der Neustadt, wo die politischen Märtyrer des achtzehnten Jahrhunderts bestattet sind, waren natürlich für das wachsende Bedürfniß schon lange nicht mehr zureichend, und man legte daher zwei Außenkirchhöfe an, Dean Cemetery und Warriston Churchyard. Der erstere liegt im Westen dicht bei John Watson's Hospital am steilen Ufer des Flüßchens Leith. Hohe Mauern und dunkle, alte Bäume verleihen ihm eine zu seiner Bestimmung vortrefflich passende Abgeschlossenheit und Stille. Alles ist auf's Sauberste gehalten; die breiten Wege sind mit Kies bestreuet, der kurz geschorene Rasen ist mit Blumen und Sträuchern bepflanzt, und fast alle Gräber sind mit

Ketten umzogen. Sehr häufig sind namentlich auf den an der Mauer gelegenen Grabstätten Reliefbildnisse der Verstorbenen angebracht; aber auch größere, öfters ebenso geschmackvolle als prächtige und kostspielige Denkmäler sind zahlreich. So ist zum Andenken an die im Krimkriege gefallenen schottischen Soldaten ein Obelisk und auf dem Grabe Lord Rutherford's, des Freundes der gleichfalls hier begrabenen Lords Jeffrey und Cockburn, eine Granitpyramide errichtet. Ueber einem andern Grabe steht eine Nachbildung des choragischen Monumentes des Lysikrates, das hier überhaupt außerordentlich beliebt zu sein scheint. Das Häuschen des Todtengräbers liegt ganz versteckt und gleicht einer reizenden Gartenwohnung.

Der zweite neue Begräbnißplatz, Warriston Churchyard, befindet sich gerade im Norden der Stadt. Weit umfangreicher als der vorige zieht er sich eine freie und offene Anhöhe hinan, welche eine herrliche Ansicht der Stadt gewährt. Am Rande des Gottesackers fließt auch hier das Flüßchen Leith vorbei und quer über die Anhöhe zieht sich, allerdings durch Mauern eingeschlossen und verdeckt, die Eisenbahn nach Granton, unter welcher ein Tunnel die beiden Hälften des Kirchhofs mit einander verbindet. Ein für die englische Hochkirche bestimmter Theil ist durch Graben und Ketten von dem übrigen Platze getrennt — ein herrliches Zeichen englischer Duldsamkeit! — und in diesem Theile steht auf der Spitze

des Berges die hochkirchliche Kapelle. Uebrigens ist Warriston Churchyard so gut wie Dean Cemetery ein Aktienunternehmen, und daß sie einträglich sein müssen, läßt sich schon aus den Preisen, die für ein Grab bezahlt werden, abnehmen. Auf dem Dean Cemetery kostet nämlich eine einzelne Grabstätte (schottisch 'a single lair' genannt) in der Mitte zehn und an der Mauer fünfzehn Pfund St.

In weiterer Entfernung von der Stadt bieten namentlich die Dörfer und Städtchen am Strande angenehme Ausflüge und ländliche Zurückgezogenheit dar, obwohl der Edinburger die letztere jetzt noch lieber an der gegenüberliegenden Küste von Fife sucht, wo Aberdour, Burntisland und andere Ortschaften den angenehmsten Sommeraufenthalt und die erfrischendsten Seebäder gewähren. Der Blick auf das Meer mit seinen Schiffen und Inselchen, die bald großartigen, bald lieblichen Bildungen der Küsten, der Wechsel von Ebbe und Flut, das Suchen nach Muscheln und Tang im feuchten Sande, die frische Luft, die wechselnde Beleuchtung und die Aussicht auf die ferne, in Duft gehüllte Felsenstadt — das alles wird zu einer reichen Quelle der mannigfachsten Unterhaltung und des belebendsten Naturgenusses für den überarbeiteten Städter.

Von diesen Ortschaften, die man gewissermaßen als Küstenvorstädte von Edinburg betrachten kann, ist, nächst Leith, Portobello die bedeutendste. Wir gelangen billig

und bequem dahin entweder auf der Eisenbahn, oder in einer der zahlreichen Landkutschen, welche hier, beiläufig bemerkt, sehr zweckmäßig in einen ersten und zweiten Platz abgetheilt sind und in der Regel drei breit fahren. Portobello, das jetzt einige tausend Einwohner zählt, verdankt seine Entstehung einem invaliden Matrosen von der Flotte des Admirals Vernon, der sich hier ein einzelnes Häuschen baute, das er nach dem glorreichen Seesiege bei Portobello (1739) benannte und das wahrscheinlich zur Herberge für Schmuggler und ähnliche Leute diente. Der Schmuggel war damals ein äußerst einträgliches Geschäft, das ohne Zweifel bald mehrere Ansiedler herbeizog und so die Veranlassung zur Gründung des Ortes ward.

Von Portobello gehen wir am Strande entlang nach Leith, einer Stadt von mehr als 30,000 Einwohnern. Wie alle Hafenstädte ist es schmutzig und schlecht gebaut, und die Docks können fast für seine reinlichste Partie gelten. Sie sind ein beliebtes Ziel für Spaziergänge und Fahrten, da es in der That kaum ein anziehenderes Schauspiel geben kann, als das Ein- und Ausladen der aus allen Theilen der Welt ankommenden oder dahin absegelnden Schiffe. Zahlreiche Schienenstränge verbinden die Schiffe mit fast sämmtlichen schottischen Eisenbahnen, so daß die Verladung unmittelbar vom Bord in die Eisenbahnwagen und umgekehrt geschehen kann. Leith ist übrigens nicht nur der älteste Hafenplatz Schottlands

(es wird bereits in Urkunden des zwölften Jahrhunderts erwähnt), sondern es war Jahrhunderte lang auch der einzige. In Bezug auf Sicherheit und Zugänglichkeit, wie auf die Bequemlichkeit seiner Einrichtung soll es, wie die Schotten wol mit einiger Uebertreibung behaupten, keinem einzigen im vereinigten Königreiche nachstehen.

An einer Strand-Batterie vorüber führt uns unser Weg nach dem Fischerdorfe Newhaven, dessen Bewohner aller Wahrscheinlichkeit nach von den Flamländern abstammen, welche sich während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zahlreich in Schottland niederließen, und von denen sich auch in St. Andrews, in Perth und sogar an der Westküste in Dumbarton und Ayr Spuren erhalten haben. Noch jetzt heirathen sie fast nur unter sich und halten sich so von der übrigen Bevölkerung abgesondert, eine Absonderung, die selbst in sprachlichen Eigenthümlichkeiten erkennbar sein soll. Die Männer treiben Fischfang, die Frauen verkaufen die Fische und stricken die Netze. Die Letzteren, meist stark und breit gebaut, haben auch ihre eigenthümliche Tracht beibehalten. Sie tragen blaue Strümpfe, kurze blaue Friesröcke, blau und weiß gestreifte Unterröcke gleichfalls von Fries und weite blaue Friesjacken. Den Kopf umschließt eine weiße Haube oder Mütze. Ihre Körbe tragen sie nicht an Schulterriemen, sondern an einem breiten Stirnbande, mit dem Kopfe.

Weiter westlich von Newhaven endlich liegen Trinity und Granton, an welchem letzteren Orte der Herzog von Buccleuch einen neuen Landungsplatz für die großen Dampfboote erbaut hat, für welche Leith entweder nicht bequem und tief genug oder aber zu voll ist.

Nicht minder mannigfaltig und anmuthig sind die Ausflüge nach der Landseite hin. Da sind die Corstorphine-Berge, wo man von einer Bank, die den idyllischen Namen 'Ruhe aus und sei dankbar' (Rest and be thankful) führt, eine hübsche Aussicht genießen kann — wenn nämlich das Wetter klar ist; die Blackford-Berge, an welche sich Erinnerungen an Walter Scott's Kindheit knüpfen, und die Pentland-Berge, wo das stille Thal Glencorse oder Habbie's Howe im Munde des Volkes für den Schauplatz von Allan Ramsay's Gentle Shepherd gilt. Da ist endlich die herrliche Ruine des Schlosses Craigmillar, das, auf einem Berge gelegen, nächst dem Arthurssitze und dem Calton Hill den großartigsten und malerischsten Ueberblick über Edinburg und seine Umgegend gewährt.

Craigmillar Castle gehörte ohne Zweifel zu den umfangreichsten, stärksten und best-eingerichteten Schlössern Schottlands, und seine Ueberreste erfüllen uns noch mit Staunen vor den gewaltigen Kraftanstrengungen seiner Erbauer. Feste Thürme, hohe Zinnen, mächtige, epheu-

bewachsene Mauern, enge Höfe und weitläufige Gewölbe und Gefängnisse geben uns ein Bild von dem wilden, krafterfüllten Leben, das einst in diesen Räumen hauste. Auch Craigmillar ist in die Geschichte der Marie Stuart verwoben. In einer unglaublich engen Kammer, die noch gezeigt wird, soll sie der Ueberlieferung zufolge zwei Tage lang gefangen gehalten worden sein, ehe sie nach Loch Leven gebracht wurde. So viel ist sicher, daß sie hier einige Zeit gewohnt hat. Hat doch das am Fuße der Ruine liegende Dörfchen von ihrer daselbst einquartierten französischen Leibwache den Namen Little France erhalten! Es sollen hier geheimnißvolle Berathungen über die Ermordung Darnley's gepflogen und die Verschwörung gegen sein Leben sogar schriftlich aufgesetzt und unterzeichnet worden sein. Daß die Ruine so wohl erhalten ist, verdankt sie dem Umstande, daß sie sich, wie fast alle hiesigen Ruinen, seit Jahrhunderten im Privatbesitz befindet. Der Eingang wird stets verschlossen gehalten, und sie kann mithin nicht, wie bei uns so oft geschieht, vom Pöbel beschädigt und besudelt werden. Der Eigenthümer hat sie theilweise durch ein Asphaltdach gegen die zerstörenden Einflüsse der Witterung geschützt und erhält zu seinem Gebrauche ein Zimmer in wohnlichem Stande, das den Fremden nicht gezeigt wird. Daß auch dieses stattliche Schloß von den Engländern zerstört worden ist, haben wir bereits früher erwähnt.

Die Krone aller Ausflüge in der Umgegend von Edinburg ist aber der nach Hawthornden und Roslin, zumal wenn man ihn an einem so schönen Frühlingstage und in so angenehmer Gesellschaft unternimmt wie ich. Als wir am Parke des Herzogs von Buccleuch bei Dalkeith vorbeifuhren, konnte ich deutlich wahrnehmen, wie die Innenseite der meilenlangen Mauer sorgfältig mit Epheu bezogen, und dieses wieder durch ein Stacket vor dem Wilde geschützt ist. Hawthornden selbst liegt jenseits Dalkeith dicht an der nach Peebles führenden Eisenbahn. Besucher haben nur Mittwochs, und zwar ausschließlich auf dem nach Roslin führenden Wege, aber nicht in der umgekehrten Richtung Zutritt. Ein breiter Baumgang nimmt uns auf, ohne uns jedoch die romantische Schönheit des Ortes früher ahnen zu lassen, als bis wir das Haus erreicht haben, das, auf dem Rande einer steilen Klippe erbauet, uns plötzlich den überraschenden Blick in das felsige Thal eröffnet, in dessen Tiefe der Esk rauscht. Zackige Klippen auf beiden Seiten, die von ehrwürdigen Bäumen überhangen sind, blühende Sträucher und Blumen, die in reicher Abwechselung aus dem Gestein hervorsprießen, dazu herrliche Gartenanlagen mit üppigem Rasen und das Ganze von der umgebenden Welt abgeschlossen; als läge ihr Treiben hundert Meilen hinter uns — so bildet Hawthornden eine Scene von höchster romantischer Schönheit, eine unübertroffene poetische Einsiedelei.

Zu dieser Naturschönheit gesellt sich noch seine literarische Berühmtheit, so daß Hawthornden mit Recht in der schottischen Poesie den stehenden Beinamen des klassischen führt. Hier lebte und dichtete nämlich William Drummond (1585—1649) und hier besuchte ihn sein Freund Ben Jonson, der die Reise von London zu Fuß gemacht hatte, um hier in ländlicher Stille der Freundschaft und den Musen zu huldigen.

Ehe wir ins Thal hinuntersteigen, werden wir noch pflichtschuldigst in die Höhlen geführt, welche der Sage nach Robert Bruce zum Versteck gedient haben sollen. Der Führer zeigt uns sein Wohn- und Schlafzimmer, seine Vorrathskammer, ja sogar seine Bibliothek! Offenbar hat die Menschenhand der Natur nachgeholfen und die ursprünglichen Höhlen künstlich zu einer vollständigen Wohnung erweitert, welche während der politischen und religiösen Stürme Schottlands oft genug den Verfolgten eine willkommene Zufluchtsstätte gewesen sein mag.

In der Tiefe angekommen wandert man am Bache aufwärts nach dem wiederum auf der Höhe gelegenen Schlosse Roslin, das auf einem halbinselförmigen Felsen steht, der durch eine Brücke mit der Hochebene verbunden und außerdem nur auf dem von Hawthornden kommenden Fußpfade zugänglich ist. In den Ruinen hat ein ziemlich modernes Wohnhaus Platz gefunden, das vom Besitzer, dem Grafen von Roslin, zuweilen als Sommer-

aufenthalt benutzt wird. Auch hier ist der ganze Felsen von Höhlen untergraben.

Von ungleich höherem Interesse als das Schloß ist die berühmte Kapelle, ein architektonisches Wunderwerk, das normannische Massigkeit mit der reichsten Verzierung des Tudorstyls vereinigt und in seiner phantastischen Ausschmückung sich keinem der gewöhnlichen Baustyle zuzählen läßt. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von William St. Clair, Grafen von Orkney und Lord von Roslin, erbauet, wurde sie während der Revolution von 1688 vom Edinburger Pöbel stark beschädigt, später jedoch vortrefflich wieder hergestellt. Von der eingedrungenen Feuchtigkeit hat das Innere eine kupfergrüne Kellerfarbe angenommen. Die Portale, die Fenster und die Säulen sind fast überladen mit den wunderlichsten Phantasien des Meißels. Unter den letztern zeichnet sich namentlich die sogenannte 'Lehrlings-Säule' aus. Die Sage erzählt, daß der Baumeister, sich außer Stande fühlend die ihm übergebene Zeichnung auszuführen, nach Rom pilgerte, um eine dort befindliche ähnliche Säule zu studiren. Während seiner Abwesenheit machte sich sein Lehrling ans Werk, und als der Meister nach Hause zurückkehrte, fand er die Säule aufs Schönste vollendet. Voll Neid über diese Meisterschaft seines Lehrlings schlug er ihn mit seinem Hammer auf den Kopf, daß er auf der Stelle todt blieb. Es ist dieselbe Geschichte wie die vom

Breslauer Glockengießer. Auf dem Architrav, das die Lehrlings-Säule mit ihrem Nachbar verbindet, steht die sonderbare Inschrift aus dem apokryphischen Buche Esdras: Forte est vinum, fortior est rex, fortiores sunt mulieres, super ỏmnia vincit veritas. In der Krypte und ihren Gewölben liegen die Barone von Roslin begraben, alle in vollständiger Rüstung, und die Legende erzählt, daß jedesmal in der Nacht vor dem Tode eines Herrn von Roslin die Kapelle in wundersamen Flammen erglänze. Walter Scott hat darauf seine Ballade Rosabella gegründet.

XIII.

Theologisches Intermezzo.

Es ist eine niederschlagende Beobachtung, daß der Mensch eben so wenig fähig zu sein scheint die volle Freiheit wie die volle Wahrheit zu ertragen. In den Staaten, wo er wie in Großbritannien und Amerika der größten bürgerlichen Freiheit genießt, gebricht es ihm an der religiösen, und das theologische Joch muß ihm zur Erhaltung des Gleichgewichts dienen, während bei uns, die wir uns einer ungleich größeren Geistes- und Gedankenfreiheit erfreuen, bis jetzt wenigstens alle Bestrebungen auch in den Genuß einer entsprechenden politischen Freiheit zu gelangen vergeblich gewesen sind. Nur Ein Unterschied ist zwischen der beiderseitigen Unfreiheit vorhanden, allerdings ein Unterschied von höchster Bedeutung; unsere politische Unfreiheit ist eine gezwungene, während die kirchliche der Schotten und Engländer eine freiwillige, selbst auferlegte ist. Denn in der That, so weit die Sache den Staat an-

geht, kann von einer kirchlichen Unfreiheit nicht die Rede sein, vielmehr verbürgen die vollständige Sektenfreiheit und die freie Presse jedem Staatsbürger das Recht, auch auf religiösem Gebiete unbehindert seinen eigenen Weg zu wandeln. Nicht der Staat, sondern die öffentliche Meinung ist es, welche der religiösen Freiheit Schranken setzt, und die Unfreiheit ist keine äußerliche, sondern eine innerliche, bei welcher sich das Volk dem Autoritätsglauben völlig gefangen giebt und sich vor seinen eigenen Gedanken fürchtet. Die Theologie ist die nationale Leidenschaft der Schotten und zwar eine Leidenschaft, welche sich weder durch die Zeit, noch durch den ihr gewährten schrankenlosen Spielraum abgekühlt hat, sondern mit dem Alter zu wachsen scheint. Die Theologie durchdringt alle Verhältnisse des schottischen Lebens, vom höchsten bis zum niedrigsten; ihre Einflüsse sind in der Küche nicht minder erkennbar als in der Gerichtshalle; sie äußert ihre Wirkungen bei Wahlen und Stellenbesetzungen; in Wissenschaft, Literatur und Kunst, um vom geselligen Leben gar nicht zu sprechen, wo sie oft der einzige Grund ist, daß Familien, die sich gegenseitig achten und schätzen, keinen Umgang mit einander pflegen. Die presbyterianische Kirche ist noch bei weitem zelotischer und puritanischer als die Hochkirche; sie schlägt den Geist vollständig in Fesseln und läßt ihn keinen Finger breit von ihren hergebrachten Satzungen abweichen. Indem sie so das conservative

Element auf die Spitze treibt, schiebt sie einen Riegel vor die Weiterbildung und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts und wirkt darin entschieden unchristlich. Die höheren Kreise, denen dieser Gewissenszwang und der Alp des Priesterthums nach gerade unerträglich werden, fangen daher mehr und mehr an sich der freieren Hochkirche zuzuwenden.

Eben jetzt ist diese Starrheit des Presbyterianismus besonders schroff in dem Streite zu Tage getreten, in welchen ein freisinniger hiesiger Geistlicher, Dr. Robert Lee, mit seinen Kirchenbehörden gerathen ist. Dr. Lee hat in seiner Kirche (Old Greyfriars) im Einverständniß mit seiner Gemeinde verschiedene Aenderungen in der Liturgie eingeführt, welche von dem Presbyterium für eine Abweichung von dem unvordenklichen Gebrauche der Kirche und für eine Annäherung an die Hochkirche erklärt werden. Dr. Lee dagegen macht geltend, daß seine Abweichungen recht eigentlich im presbyterianischen Geiste, oder mindestens diesem nicht widersprechend sind, und daß er den Statuten und Lehren der Kirche vielleicht besser nachkomme als seine Amtsbrüder. Die Hauptpunkte sind folgende: Dr. Lee's Gemeinde steht beim Psalmensingen und kniet beim Gebet — während die umgekehrte Ordnung von den Presbyterianern für einen Glaubensartikel gehalten wird. Dr. Lee liest ferner seine Gebete aus einem gedruckten — zu seinem Glücke von ihm selbst ver-

faßten — Buche ab, statt sie aus dem Stegreife zu sprechen, denn nach der presbyterianischen Lehre ist nur das aus dem Stegreife gesprochene Gebet ein wirkliches Gebet. Seine Gebete haben überdies nicht die vorschriftsmäßige Länge, sondern zerfallen in kürzere Absätze, nach denen jedesmal die Gemeinde ein hörbares Amen spricht. Dieses Amen aber verursacht den strenggläubigen Presbyterianern Gewissensbisse. Ueber diese und ähnliche Punkte also wurde Dr. Lee der Reihe nach von den verschiedenen Kirchenbehörden strengstens zur Rechenschaft gezogen, Ausschüsse wurden ernannt und Berichte erstattet und heftige Angriffe wurden von allen Seiten gegen Dr. Lee gerichtet, denen er eine nicht minder heftige Vertheidigung entgegensetzte, so daß es im Schooße der ehrwürdigen Versammlungen zu unruhigen Auftritten kam, über welche die Zeitungen zur Erbauung aller Gläubigen haarklein Bericht erstatteten. Die Darsteller dieses Familienstücks haben sich von der Fortsetzung desselben nicht einmal durch eine eben so witzige als bittere Parodie abschrecken lassen, welche unter dem Titel 'Der Kirchentag der Hunde' in einer der ersten Zeitungen erschien und daraus als fliegendes Blatt abgedruckt wurde, das in den freisinnigen Kreisen von Hand zu Hand geht. Die in dieser Parodie auftretenden Hunde stellen die hauptsächlichsten Sprecher des Kirchentages unter einer so durchsichtigen Verkleidung dar, daß jeder, der mit den Persönlichkeiten bekannt oder auch

nur den Verhandlungen gefolgt ist, sie auf den ersten Blick erkennt. Die Hauptrollen darin spielen Beißer, ein englischer Dachshund — womit Dr. Lee selbst gemeint ist —, Heuler, ein alter Schäferhund, Mac Wauwau, eine dicke Dogge, Knurrer, ein Bulldogg, und Niedlich, ein Wachtel- und Schooßhund.

So macht sich die öffentliche Meinung Luft, wenngleich sie vorläufig noch die Meinung der Minderheit ist. Diese Minderheit ist jedoch nicht unbedeutend — waren doch im Presbyterium 20 Stimmen für und nur 23 gegen Dr. Lee — und tagtäglich wächst die Zahl derjenigen, welche sich einer freieren Richtung zuwenden. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Fortschritt auf dem religiösen mit einem Rückschritt auf dem politischen Gebiete Hand in Hand geht. In demselben Maße, in dem der Autoritätsglaube in kirchlichen Dingen nachläßt, wächst er in politischen, und der Befreiung vom Kirchendrucke stehen die unverkennbare Erschlaffung der Selbstregierung und das Wachsthum der Staatsgewalt gegenüber. Es hat wie gesagt ganz den Anschein, als ob ein gewisses Maß von Autorität und Druck nothwendig sei, und als ob das, was von diesem Maße auf der einen Seite abgenommen wird, ihm auf der andern sofort zugelegt werden müßte. —

Wer Gelegenheit gehabt hat den Tischgesprächen der Herren, nachdem sich die Damen entfernt haben, zuzu-

hören, wird über die in den nichtehrwürdigen Kreisen sich aussprechende Stimmung nicht in Zweifel sein. Sprudelnde Witze und Anekdoten lösen einander ab, die sich in der breiten schottischen Mundart unnachahmlich drollig ausnehmen und bei denen die geistlichen Herren oft genug als Zielscheibe dienen müssen. 'Kennen Sie schon die Geschichte von der kleinen sündhaften Fiedel (wee sinful fiddle)?' fragte mich einmal im Laufe einer solchen Unterhaltung mein Nachbar. Nein, erwiderte ich. 'Nun sehen Sie, da war einmal ein Geistlicher, der seine Mußestunden der Violine und dem Schello widmete — es waren freilich keine Hymnen, die er darauf spielte. Das gab seiner strengen Gemeinde Aergerniß und sie beschloß endlich ihm ihr Mißfallen besonders hinsichtlich der sündhaften Fiedel (die ja zum Tanze aufspielt) durch eine Deputation zu erkennen zu geben. Der Pfarrer bekam jedoch Wind von der Sache, beschloß das Prävenire zu spielen und lud sich die Herren zum Abend ein. Nach dem Thee braute er ihnen einen kräftigen Whiskypunsch, holte dann sein Schello und spielte. Die Deputation saß stumm und rieb sich vor Verlegenheit die Hände. Endlich faßte sich einer ein Herz, erklärte dem Herrn Pfarrer, was eigentlich der Grund ihres Kommens gewesen wäre und schloß damit, daß sie sich nun überzeugt hätten, wie sehr ihm Unrecht gethan worden sei, denn — 'Das ist ja nicht die kleine sündhafte Fiedel'.

Eine andere Geschichte ist folgende: In dem Kirchspiel Lunan, das mit einem sehr langweiligen Geistlichen gesegnet war, hatte sich die Gemeinde angewöhnt, während der Predigt zu schlafen, so daß sich der entrüstete Pfarrer eines schönen Sonntags vornahm, sie dafür abzustrafen. 'Seht einmal, so schloß er, selbst Jamie Fraser der Blödsinnige — der mit offenen Augen und Munde auf der Gallerie saß — schläft nicht, wie es so viele von euch thun!' Jamie aber, den die Nennung seines Namens verdroß, erwiderte: 'Ja, und wenn ich nicht der Blödsinnige wäre, so schliefe ich auch!'

Eine dritte. Ein rechtschaffener Krämer im Hochlande hatte von der Edinburger Bibelgesellschaft ein Bibel-Lager übernommen, konnte aber trotz vieler Mühe nichts absetzen. Eines Tages kommt eine Dame und verlangt eine Bibel in Duodez. Thomas, der noch nie etwas von Duodez gehört hatte, schleppt seinen ganzen Vorrath herbei, vermag aber das gewünschte Format nirgends aufzufinden. Die Dame geht verdrießlich wieder fort, und als Thomas die Bibeln im Schweiße seines Angesichts wieder wegpacken muß, ruft er trostlos aus: 'Lieber Gott, komm vom Himmel herunter und verkauf' dir deine Bibeln selber!'

Ein Bauerbursche ging zum Pfarrer, um sich prüfen zu lassen, ehe er zu seinem ersten Abendmahl zugelassen würde. Der Pfarrer, um ihn dreist zu machen, fing mit

der leichten Frage an: 'Wie viel Gebote giebt es?' 'Gebote? wiederholte der Bursche nachdenklich; na, vielleicht hundert!' Entrüstet schickte ihn der Pfarrer fort. Unterwegs trifft er einen Kameraden, der zu demselben Zwecke nach dem Pfarrhause wandert und sich nach dem Ausfalle des Examens erkundigt. 'Nun, was wirst Du sagen, wenn Dich der Pfarrer frägt, wie viel Gebote es giebt?' 'Schafskopf! Zehn, werde ich sagen.' 'Zehn? Probire es einmal mit zehn! Ich probirte es mit hundert, und er hatte noch nicht genug!' —

Auch in Bezug auf die Sonntagsfeier gewinnen allmählich — freilich sehr allmählich! — menschlichere Ansichten Raum. Der schottische Sonntag ist wo möglich noch strenger als der englische; er ist nicht ein Ruhe-, sondern ein Bußtag. Nie werde ich den ersten Sonntag vergessen, den ich vor einem Dutzend Jahren in einer englischen Familie verlebte. Das erste, was der Hausherr nach dem Frühstück und dem regelmäßig darauf folgenden Knie-Gebet that, war, daß er mir die Predigten des berühmten Dissenter-Predigers Robert Hall in die Hände gab (er war selbst ein Dissenter), in denen er eine Predigt 'über die moderne Ungläubigkeit' angezeichnet hatte. Im Hause war ein kleiner, blondlockiger Knabe, welcher der Stolz und die Freude seiner Eltern und sogar der Liebling der Großmama war, die ihren mächtigen Pantoffel über die ganze Familie schwang. In der Un-

schuld seines Herzens bat er die Großmama um ein Spielzeug. 'Kinder spielen des Sonntags nicht!' war die eisige Antwort. Ja wohl! Kinder spielen nicht, Erwachsene gehen nicht spazieren, wenn sie nicht zum Pöbel oder zu den Freigeistern gezählt werden wollen, die Mädchen öffnen kein Klavier, die Theater sind geschlossen, der Briefbote bringt keinen Gruß von fernen Freunden, keine Zeitung kommt, kein Bäcker bäckt, und für die aus der Leihbibliothek entlehnten Bücher bezahlt man des Sonntags keinen Penny, denn es versteht sich von selbst, daß ein anständiger Mensch am Sonntage kein weltliches Buch öffnet. Jedermann geht in die Kirche, weil Niemand sich vor dem andern wegzubleiben getraut. Es giebt eine Anekdote von einem Fährmann am Loch Katrine, nach dessen Ansicht die Furcht vor dem Teufel die wahre Ursache des Kirchenbesuches ist, denn an den Teufel glaubt alles steif und fest, ihn fürchten sie mehr als Gott. Das einzige Mittel — für diejenigen, die es wagen — dem Sonntage einigermaßen zu entgehen, ist ein Spaziergang oder Ausflug aufs Land. Viele, während der Woche an ihren Arbeitstisch gefesselte Männer ziehen es vor, des Sonntag Nachmittags lieber draußen eine Predigt von Dr. Grünfeld zu hören (wie es ein verbreitetes Witzwort ausdrückt), als vom berühmtesten Doktor der Gottesgelahrtheit drinnen in der Stadt. Andere, die auch nicht einmal den Dr. Grünfeld hören mögen, schließen sich in ihr Kämmerlein, aber

nicht um zu beten, sondern um sich vom Toddy und der Herba Nicotiana in eine höhere Sphäre versetzen zu lassen.

Man kann sich über eine solche Abwendung nicht wundern, wenn man einen Blick in die kahlen Kirchen wirft, denen alles fehlt, was zum Gemüth des Menschen sprechen könnte. Um Gemälde und anderen Schmuck gar nicht zu erwähnen haben die presbyterianischen Kirchen nicht einmal Orgeln. Wie die strengen Presbyterianer über die Kirchenmusik denken, hat sich erst in diesen Tagen bei Gelegenheit des hier Statt gefundenen Händelfestes gezeigt. Die deutschen Oratorien, die überhaupt erst seit Kurzem in Schottland bekannt und aufgeführt zu werden anfangen, sind ihnen ein Greuel, und ein freisinniger Geistlicher, der sich bei der Herstellung dieses Festes betheiligt hatte, erregte dadurch den Zorn einiger Zionswächter in solchem Maße, daß stark davon die Rede war, ihn vor dem Presbyterium zur Rechenschaft zu ziehen.

Legen wir den Maßstab des Bibelspruches 'An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen' an die schottische Kirchlichkeit, so erscheint sie in keinem günstigen Lichte. Gegen Zahlen läßt sich bekanntlich schwer streiten, und Zahlen beweisen, daß die Sittlichkeit in Schottland trotz der Kirchlichkeit keineswegs höher, sondern im Gegentheil tiefer steht als in England, Belgien, Preußen und Frankreich, und daß in dieser Beziehung nur Oesterreich eine

noch niedrigere Stufe einnimmt. Aus den vom Registrar-General für das Jahr 1858 veröffentlichten Berichten und Tabellen geht hervor, daß in Schottland jedes elfte Kind unehelich ist. Das Verhältniß würde sich noch ungünstiger herausstellen, wenn nicht die celtische Bevölkerung des Hochlandes und der Inseln ein bedeutendes Gewicht zu Gunsten der übrigen Landestheile in die Wagschale legte. Auf den Orkney- und Schetland-Inseln, wie in den Grafschaften Sutherland, Roß und Cromarty belaufen sich die unehelichen Geburten auf weniger als vier Prozent; in den südlichen Grafschaften dagegen (Roxburgh, Wigton, Selkirk, Kirkcudbright und Dumfries) betragen sie 10½ bis 14½ Prozent. Am höchsten steigt die Zahl in Banff, allerdings einer nördlichen Grafschaft; hier sind es 16,1 Prozent. Den statistischen Ermittelungen zufolge ist die Unsittlichkeit, wenigstens wenn man ihren Folgen nach urtheilen darf, auf dem Lande größer als in den Städten. Allein die unehelichen Geburten sind bekanntlich kein untrüglicher Maßstab für die geschlechtliche Ausschweifung, und man darf nur Abends durch die Straßen Edinburgs gehen, um sich von der Wahrheit dieser Ansicht zu überzeugen. Ist es nicht schimpflich, daß Princes-Street, eine der schönsten Straßen der Welt, allabendlich durch den Auswurf des weiblichen Geschlechts verheert wird, so daß man kaum wagen kann sie in Begleitung einer Dame zu betreten? Diese Straßen-

pest ist selbst in den verrufensten Vierteln Londons kaum schlimmer, und die Edinburger Dirnen können sich höchstens rühmen nicht in demselben Maße der Trunkenheit zu fröhnen, wie die Londoner. In den Kasernen in der Nähe der Stadt soll ein wahrhaft entsetzliches Leben herrschen. Mit dieser Unsittlichkeit steht die verhältnißmäßig niedrige Zahl der geschlossenen Ehen im engsten Zusammenhange. Nach dem Durchschnitt der letzten vier Jahre kommen in England auf je 10,000 Menschen jährlich 84 Ehen und 335 Geburten, darunter 6½ Prozent uneheliche; in Schottland auf dieselbe Menschenzahl nur 66 Ehen, aber 337 Geburten, darunter 8,8 Prozent uneheliche.

Diesen Ergebnissen der Statistik gegenüber zeigt eine so eben von Glasgow ausgehende Petition den Pharisäismus und die Scheinheiligkeit in ihrem grellsten Lichte. Ein zahlreiches Meeting, den Bürgermeister von Glasgow und ein paar Lords an der Spitze, ersucht nämlich darin das Parlament im Namen der gefährdeten Sittlichkeit keine Gelder mehr für das Zeichnen 'nach dem lebenden weiblichen Modell' in der königlichen Akademie zu London zu bewilligen. Bravo, Herr Bürgermeister! Wenn das nicht eine gänzliche Umwälzung in den Tabellen des Registrar-Generals hervorbringt, so ist allerdings Hopfen und Malz an Schottland verloren. Die ehrsamen Bürger von Glasgow wenigstens werden sich ihre Hände in Unschuld waschen. Auch die Statuen im Britischen Mu-

seum müssen sofort mit rothen Unterröcken bekleidet werden, und die berühmtesten Titians, Correggios und Paul Veroneses sind der Vernichtung Preis zu geben. Doch Scherz bei Seite! Ein solcher tartüffischer Puritanismus, der vielmehr die unreinen Gedanken der Bittsteller als die Lasterhaftigkeit der in der Akademie studirenden Künstler zu Tage bringt, ist nicht geeignet den schlechten Ruf Glasgows zu verbessern, sondern nur zu verschlimmern.

Zum Schlusse dieses Intermezzos noch ein Stückchen Stadtklatsch. Vor wenigen Tagen hat sich der Bischof von Edinburg, ein Wittwer, der bereits mit seiner ersten Frau die goldene Hochzeit gefeiert hat, zur Erbauung der ganzen Stadt mit einer lebenslustigen reichen Dame vermählt, die ihrerseits schon drei Männer begraben hat, trotzdem sie kaum vierzig Jahre zählt. Ihr letzter Seliger war ein Oberst in der Armee. Das junge Paar wurde in aller Frühe getraut — aus Furcht vor Zuschauern — stieg dann in den Wagen und reiste nach der Insel Wight, um dort seine Flitterwochen zu verleben!

XIV.

Politischer Schlagschatten.

Den politischen Mittelpunkt Edinburgs und mithin Schottlands bildet noch immer der obere Theil der High-street und der daran gränzende Parliament Square, wo außer dem Parlamenthause und der Kathedrale St. Giles ehemals noch Old Tolbooth und das Stadtkreuz ihre Stelle hatten. Hier wurden Jahrhunderte lang die politischen Umwälzungen Schottlands ausgebrütet und ausgefochten. Hier bekämpften sich die Adelsparteien entweder auf der Straße wie bei der großen 'Pflasterscheurerei' oder in der Gerichtshalle. Die Besiegten wurden im Parlamentshause verurtheilt, in Old Tolbooth gefangen gehalten, am Stadtkreuz hingerichtet und in der Kathedrale schließlich ehrenvoll beigesetzt. Aber auch das friedliche städtische Leben fand hier später seinen Mittelpunkt. Hier drängte sich in unzähligen Kramläden und Buden, die sich nach mittelalterlicher Sitte namentlich an

die Kathedrale und an Old Tolbooth angeflickt hatten, das kaufmännische, gewerbliche und sogar geistige und gesellige Treiben der Stadt zusammen. Denn hier befanden sich auch die Bücherläden, die Kaffeehäuser und Weinstuben, wo sich Kaufleute, Advokaten, Aerzte, Gelehrte und selbst Geistliche täglich zu gewissen Stunden zusammenfanden, um sich die Neuigkeiten aus Stadt und Land erzählen zu lassen und darüber zu kannegießern.

Das Stadtkreuz (City Croß), um mit diesem anzufangen, stand mitten in der Straße an der Stelle, welche noch jetzt durch einen Stern im Pflaster bezeichnet wird. Es war gewissermaßen das Wahrzeichen des Ortes und fehlte früher keiner Stadt in Schottland. Das hiesige bestand aus einer funfzehn Fuß hohen, oben mit dem schottischen Einhorn geschmückten Säule auf einem eben so hohen und sechszehn Fuß breiten achteckigen Unterbau, der mit Nischen, Ecksäulen, Distelkronen u. s. w. verziert war. Auf den Stufen, oder vielleicht von der Höhe dieses Postamentes herab, wurden öffentliche Verordnungen von den Herolden verkündigt; hier verlasen die Covenanters ihre Proteste gegen die Proklamationen König Karl's; Prozessionen, feierliche Einholungen und Aufzüge fanden hier ihren Mittel- oder Endpunkt; hier wurde der Prätendent von seinen getreuen Hochländern zum König ausgerufen; hier endlich pflegte unter der Regierung der beiden ersten George der Magistrat auf einer Bühne am

Geburtstage des Monarchen bei Trompetenschall dessen Gesundheit auszubringen. So wenig auch eine solche Feier den meist jacobitisch gesinnten Vätern der Stadt Herzenssache sein mochte, so hielten sie vielleicht nur um so pünktlicher diese äußere Schaustellung ihrer loyalen Gesinnung aufrecht. Einstmals wurden sie in ihrem Gesundheittrinken durch einen plötzlichen Gewitterschauer unterbrochen, so daß sie eilends im nächsten Hause Obdach suchen mußten. Als sie nach vorübergegangenem Regen zurückkehrten, um die Ceremonie zu beendigen, fanden sie ihre stehen gebliebenen Gläser mit Wasser statt mit Wein gefüllt, was einer jacobitisch gesinnten Dame Veranlassung zu folgendem niedlichen Epigramme gab:

In Cana once Heaven's king was pleased
With some gay bridal folks to dine,
And then, in honour of the feast,
He changed the water into wine.

But when, to honour Brunswick's birth,
Our tribunes mounted the Théatre,
He would not countenance their mirth,
But turned their claret into water.

Zu deutsch etwa:

Zu Kana einst gefiel's des Himmels Herrn
Bei einer frohen Hochzeit Gast zu sein;
Dem Fest zu Lieb' that er ein Wunder gern
Und wandelte das Wasser schnell in Wein.

Doch als zu feiern Braunschweigs Freudentag
Zur Bretterbühn' ein edler Rath gewandelt,
Wandt' er sich ab von solchem Festgelag
Und hat in Wasser den Bordeaux verwandelt.

Das Stadtkreuz war auch der Sammelplatz der ehemaligen Edinburger Lazzaronis, Cawdies genannt, einer zerlumpten und pfiffigen, aber im Ganzen ehrlichen Bande, welche als Boten, Lohndiener, Haus- und Straßenwächter und dergleichen benutzt wurde. Ein Fremder, der im vorigen Jahrhundert nach Edinburg kam, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich einen Cawdy zu miethen, der ihn in der Stadt umherführte, ihm in seiner Miethwohnung aufwartete, ihm Neuigkeiten zutrug und mit Einem Worte während seines Aufenthaltes sein Factotum abgab. In einer Beschreibung Edinburgs aus dem Jahre 1774 werden die Cawdies geradezu als die Schutzgeister der Stadt bezeichnet, deren Einflusse es zu verdanken sei, daß in Edinburg weniger Diebstähle und Einbrüche vorkämen als irgend wo anders. Ja es wird sogar erzählt, daß einmal ein Richter seine beiden Söhne zunächst als Cawdies habe dienen lassen, damit sie auf diese Weise sich die für ihre künftige Laufbahn nöthige Klugheit und Gewandtheit aneignen sollten. Nicht zu verwechseln mit den Cawdies sind die Sänftenträger, die eine eigene Gesellschaft bildeten und sich vor den ersteren durch ihr gesetztes und ehrbares Wesen auszeichneten. Sie waren fast ausschließlich Hoch-

länder, welche als Eigenthümer der Sänften sich mit Stolz zu den besitzenden Klassen rechneten.

Bereits 1756 fiel das Stadtkreuz dem wachsenden Straßenverkehr zum Opfer; die Säule kam nach einem Herrensitze unweit Aberdeen, wo sie noch aufbewahrt wird, und die Reste des Unterbaues wurden später von Walter Scott gesammelt und zur Ausschmükkung von Abbotsford verwendet. In der Nacht, ehe es abgetragen wurde, kam eine halb lustige, halb traurige Gesellschaft mit einer großen Punschbowle und trank in der Stimmung, wo man lacht wenn man eben so gern weinen möchte, dem alten Stadtkreuze ihren Abschiedsgruß zu. Bekannt ist der Sängerfluch, welchen Scott im fünften Gesange des Marmion dem Zerstörer nachgerufen hat:

O be his tomb as lead to lead
Upon its dull destroyer's head!
A minstrel's malison is said.

Old Tolbooth, das Scott unter dem Namen des Herzens von Midlothian unsterblich gemacht hat, war schon zu Maria Stuart's Zeit Old Tolbooth und scheint überhaupt niemals jung gewesen zu sein. Anfänglich vielleicht zu einem befestigten Zufluchtsort der oft bedrängten Bürger bestimmt, diente es abwechselnd auch zum Sitz des Parlaments und der Gerichtshöfe. Königin Marie versammelte sogar ihren Staatsrath darin. Allmählich sank es jedoch ausschließlich zu einem Gefängniß, und ein flacher Theil des

Daches sogar zur Richtstätte herab, auf welcher unter andern die Köpfe des Marquis von Montrose und des Herzogs von Argyle aufgesteckt wurden. Diese düstere Bestimmung wurde aber durch einen halb spießbürgerlichen, halb humoristischen Anstrich gemildert, denn nicht alle Gefangene wurden ja zum Tode geführt oder an die eiserne Stange angekettet, die wir im antiquarischen Museum gesehen haben. Vielmehr bestand ein großer Theil derselben aus Schuldgefangenen, die auch im Gefängniß zu leichtsinnigem Lebensgenuß aufgelegt zu sein pflegen, worin sie besonders durch einen im Hause befindlichen Schnapsladen unterstützt wurden. Schwerere oder vornehmere Verbrecher waren in der Regel merkwürdig glücklich in ihren Fluchtversuchen, ja in einigen Fällen entgingen sogar hart verfolgte Rebellen der Entdeckung durch einen besuchsweisen Aufenthalt bei befreundeten Schuldgefangenen in Old Tolbooth, wo sie allerdings am wenigsten gesucht wurden. Das wäre freilich nicht möglich gewesen, wenn Old Tolbooth nicht unter der Aufsicht der patriarchalischen Stadtwache gestanden hätte, welche die berühmten Leipziger Stadtsoldaten in jeder Hinsicht übertraf. Es waren meist invalide Hochländer in schmutzig rothen Uniformen und dreieckigen Hüten, welche zuletzt nicht einmal mehr der Straßenjugend Respect einflößten, von der sie unter dem Spitznamen der Stadt-Ratten überall geneckt und verhöhnt wurden. Die Aufnahme unter diese Truppe

wurde meist als eine gute Versorgung betrachtet — bei fünf Silbergroschen täglicher Löhnung — und die Offiziersstellen waren Ruheposten für herabgekommene Bürger und Gentlemen. Nichtsdestoweniger erschien die Stadtwache den Edinburger Philistern als ein ehrwürdiges Institut, von dem sie sich beim Glase Bier in baarem Ernst erzählten, daß es bereits zur Römerzeit bestanden, und daß drei Edinburger Stadtsoldaten unter den Truppen des Pontius Pilatus gedient und der Kreuzigung Christi beigewohnt hätten! Die Stadtwache erreichte ihr Ende im Jahre 1817, als Old Tolbooth nach der Erbauung des neuen prachtvollen Gefängnisses am Südabhange des Calton Hill abgetragen wurde. Die letzten übrig gebliebenen Stadtsoldaten figurirten in dem Festaufzuge bei der Einweihung von Scotts Denkmal am 15. August 1846. Wer will über die Rührung ihrer alten vertrockneten Herzen lächeln, als sie dem Sänger ihres Herzens von Midlothian ihre letzte Huldigung darbrachten und dabei sich selbst zu Grabe trugen? So fließen in Leben und Geschichte Pathos und Komik in einander über.

Die Kathedrale zu St. Giles ist gewiß eine der ältesten Kirchen im Lande; sie ist jedoch im Laufe der Jahrhunderte so zahlreichen Ausbesserungen und Neubauten unterworfen worden, daß sie gegenwärtig ein durchaus modernes Ansehen hat und alles architektonischen Schmuckes wie aller historischen Merkwürdigkeiten verlustig gegangen

ist. Sie ist eigentlich in drei Kirchen abgetheilt, in die High Church, die Old Church und New North Church, von denen die erstere als die eigentliche Kathedrale gilt. Hier pflegen noch jetzt die Richter und die Magistratspersonen in ihrer Amtstracht dem Gottesdienste beizuwohnen. Natürlich hat die Kathedrale bei allen Wendepunkten der schottischen Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt. Hier entfaltete der Katholizismus seine größte Pracht. Nicht weniger als vierzig Altäre schmückten die Kirche, die von siebzig Priestern bedient wurden. Wie sich die Gegensätze zu berühren pflegen gab gerade diese übermäßige Entfaltung hierarchischen Unwesens Anlaß zur ärgsten Bilderstürmerei. Die Kirche besaß außer andern Reliquien ein hölzernes Bild ihres Heiligen, das jedesmal am ersten September als an seinem Geburtstage in Prozession durch die Straßen getragen wurde. Im Jahre 1558 jedoch brach der Pöbel kurz vor dem Geburtstage in die Kirche ein, holte sich den hölzernen Heiligen heraus und schleppte ihn nach dem North Loch, wo er wie ein Verbrecher untergetaucht und dann verbrannt wurde. Die Priester borgten sich aus dem Kloster der Grauen Brüder einen andern Heiligen und begannen ihre Geburtstags-Prozession. Da wurden sie vom Volke umringt, der Heilige wurde von seinem Throne herabgerissen und zertrümmert, und Priester und Mönche ergriffen, wie Knox in seiner Reformations-Geschichte mit sichtlichem Wohlbehagen

erzählt, keuchend und schweißtriefend die Flucht. Schnell wurden nun die Altäre in der Kirche zerstört, die Bilder zerbrochen, die kostbaren Steine und Gefäße verkauft; mit Einem Worte, die Kirche wurde protestantisch. Damit war sie jedoch noch lange nicht in den Hafen der Ruhe eingelaufen. Sie wurde zunächst als Stadtkirche (die Stadt bildete damals nur Eine Gemeinde) die Stätte für Knox's fanatische Beredtsamkeit gegen die arme Maria. Unter Jakob VI. ruhte der Hader, und seine einzigen Zwistigkeiten mit der Kirche bestanden darin, daß er den Geistlichen, wenn er gar zu heftig gegen die Sünden des Hofes predigte, unterbrach und zurechtwies. Sein Kirchstuhl war nämlich der Kanzel gerade gegenüber. Als sich Jakob nach dem Tode der Elisabeth anschickte seinen schottischen Thron gegen den englischen zu vertauschen, hielt hier der Geistliche vor der überfüllten Kirche eine Abschiedspredigt, und als er geendigt, sagte der König aus seinem Stuhle dem Volke ein herzliches Lebewohl und versprach, sie bei ihrer Religion zu schützen und seine schottische Hauptstadt alle drei Jahre zu besuchen. Anders jedoch gestalteten sich die Verhältnisse unter seinem Sohne, Karl I., welcher den Schotten die bischöfliche, wenn nicht gar die katholische Kirche aufzudrängen strebte. Es war am 23. Juli 1637 als die vom Erzbischof Laud ausgearbeitete katholisirende Liturgie in der Kathedrale von Edinburg zum ersten Male in Anwendung kommen sollte. Als die Geistlichen in ihren neuen Stolen

erschienen und die Aehnlichkeit mit der Messe unverkennbar wurde, erhob sich Gemurmel in der Gemeinde, und mit dem wilden Geschrei: 'Ein Papst, ein Papst! Der Antichrist!' ergriff eine Höker-Frau, Namens Jane Geddes, ihren Schemel und schleuderte ihn nach dem auf der Kanzel stehenden Geistlichen. Die andern Frauen folgten ihrem Beispiel und rächten so die Roheit der Zeit, welche sie zwang ihre Schemel (oder vielmehr Klappstühle) selbst mitzubringen. Ein superkluger Berichterstatter will wissen, daß die meisten Frauenzimmer verkleidete Geistliche gewesen seien, denn ihre Würfe seien zu kräftig und wohlgezielt gewesen. Mag sich das verhalten wie es will, genug dies war das Zeichen zu jenen blutigen Kämpfen, die das Land erschütterten und aus denen der nationale Covenant hervorging, der sieben Jahre später an eben dieser Stelle von allen Parteien feierlich unterschrieben und beschworen wurde. In einem Seitenflügel der Kirche, welcher der Heilige Blut-Flügel hieß, wurde der Regent Murray (1570) bestattet, und an seinem Grabe, als einem besonders feierlichen Orte, pflegte lange Zeit die Bezahlung von Schuldscheinen und Wechseln zu geschehen. Auch der Marquis von Montrose wurde hier beigesetzt, nachdem seine Gebeine in Gemäßheit des über ihn gefällten Todesurtheils elf Jahre lang an getrennten Orten verscharrt gewesen waren.

Wir kommen endlich zum Parlamenthause, das zwar schon längst kein Parlament mehr beherbergt, wol aber noch

der Sitz der höchsten Gerichtshöfe des Landes und das Hauptquartier der in Edinburg überaus zahlreichen Juristenwelt ist. Der Mittelpunkt desselben bildet die schöne, der Westminster-Halle nachgeahmte Halle, in welcher einst das schottische Parlament seine Sitzungen hielt. Nach der Union und bis zur Errichtung der Polizeigerichte saß hier ein Gerichtshof, der über Injurien und Bagatellsachen aburtheilte und daher gewöhnlich das 'Schmutz-Gericht' (Dirt-Court) genannt wurde. Die Fischweiber und Höferinnen aus Canongate und die Waschweiber von Canonmills waren seine besten Kunden. Als Georg IV. im Jahre 1822 Edinburg besuchte, wurde ihm hier ein großes Banket gegeben. Jetzt dient die neuerdings mit den Statuen schottischer Staatsmänner und Rechtsgelehrten geschmückte Halle nur noch als Wartesaal für die Klienten und als Sammelplatz und Promenade für die Advokaten. Die Gerichtszimmer liegen zu beiden Seiten. Die schottische Rechtspflege, an welche sich nicht minder zahlreiche Anekdoten knüpfen, wie an alle andern Sphären des schottischen Lebens, war lange Zeit wegen ihrer Parteilichkeit berüchtigt. Ihr öfter ausgesprochener Grundsatz war: Zeige mir den Mann und ich werde dir das Gesetz zeigen. Ein Pröbchen dieser Justiz hat der Leser bereits in der Geschichte der Lady Grange kennen gelernt.

Theils im Parlamenthause selbst, theils in Nebengebäuden befinden sich auch die beiden bedeutendsten

Bibliotheken von Edinburg, die Advokates Library und die Signet Library, beide das Eigenthum juristischer Körperschaften. Die erstere wurde im Jahre 1682 durch die Bemühungen Sir George Mackenzie's begründet und gehört zu den fünf großen Bibliotheken, welche zu einem Pflichtexemplar von jedem im Vereinten Königreiche erscheinenden Buche berechtigt sind. Sie ist reich an literarischen und historischen Schätzen. Außer der bereits beschriebenen Statue Walter Scotts besitzt sie Briefe von Maria Stuart, von Karl I. an seinen Vater, das Manuscript von Waverley, und den von dem schottischen Erfinder der Stereotypie, William Ged, eigentlich einem Goldschmiede (gest. 1749), stereotypisch gedruckten Sallust. Der Geschichtschreiber David Hume war Bibliothekar an der Advokaten-Bibliothek. Beide Bibliotheken werden übrigens mit außerordentlicher Liberalität verwaltet.

Auf dem Parlament-Platze, wo noch heutigen Tages die Parlaments-Wahlen Statt finden, steht die Reiterstatue Karl's II. auf der Stelle, wo die sterblichen Ueberreste John Knox's begraben worden sein sollen. Denn dies war eigentlich der zur Kathedrale gehörige Kirchhof, welcher allmählich außer Gebrauch kam, als nach der Reformation Maria Stuart den geräumigen Garten des Grauen-Brüder-Klosters der Stadt als Begräbnißplatz überwies. Die Statue ist insofern merkwürdig als sie aus Blei gegossen ist, woraus es sich erklären mag, daß

der Bug des Pferdes einer gefüllten Taubenbrust nicht unähnlich ist. Sie wurde 1685 auf Kosten der Stadt in Holland verfertigt und soll nur 215 Pfund St. gekostet haben. Mag Karl immerhin ein schlechter Monarch gewesen sein, den Schotten vom alten Schrot und Korn genügte es, daß er ein Stuart war; das deckte alle seine Mängel zu. Wird doch von dem oben erwähnten lustigen Balfour erzählt, daß er eines Morgens mit seinen Zechbrüdern aus der Kneipe heimkehrend vor der Statue niedergekniet sei und das jakobitische Lied angestimmt habe: The king shall enjoy his own again!

Der Parlament=Platz hätte sich neulich in seiner Glorie zeigen können, als die beiden Vertreter Edinburgs für das neue Parlament gewählt wurden. Allein es fand gar keine Wahl, sondern blos eine Ernennung Statt, d. h. es waren keine Gegenkandidaten vorhanden, und die Herren Black und Moncreiff wurden ohne Widerspruch unter den üblichen Förmlichkeiten zu Abgeordneten ernannt. Das Verfahren ist in der Kürze folgendes. Auf der Behufs des Wahlakts errichteten Bretterbude (the Hustings) erscheinen der Sheriff, die Kandidaten und ihre Freunde und Anhänger. Der Sheriff eröffnet die Verhandlung damit, daß er die königliche Bekanntmachung verliest, durch welche die Wahl ausgeschrieben wird, und fordert dann die anwesenden Wähler auf, geeignete Kandidaten vorzuschlagen. Das geschieht in einer längern Rede, die mit

der Formel beginnt oder endet: 'Ich schlage Herrn — als eine passende und geeignete Person, uns im Parlamente zu vertreten, vor.' Dieser Vorschlag muß von einem zweiten Redner unterstützt werden. Natürlich sind beide Redner vorher bestimmt und gehören zu den besten und einflußreichsten Freunden des Kandidaten. Wird dann kein Gegenkandidat vorgeschlagen, so läßt der Sheriff durch Handaufheben abstimmen und erklärt unter allgemeinem Beifallrufen den Kandidaten für ordnungsmäßig gewählt. Dieser bedankt sich in einer wohlgesetzten Rede, und das Ganze schließt mit einem Dankvotum für den Sheriff. Von einer Legitimation der Wähler ist dabei keine Rede; die vor der Wahlbude versammelte Menge stimmt ohne alle Rücksicht darauf, ob sie wahlberechtigt ist oder nicht.

Ganz anders gestaltet sich die Scene jedoch, wenn sich zwei Kandidaten um die Ehre streiten, denselben Wahlkreis im Parlament zu vertreten. Jeder hat dann sein Organ in der Tagespresse. Für jeden wird ein Wahlausschuß gebildet, welcher mit allen erlaubten und einigen unerlaubten Mitteln die Wahl seines Kandidaten durchzusetzen und die des Gegners zu verhindern sucht. Der Ausschuß errichtet ein förmliches Büreau, wo er am Wahltage selbst versammelt bleibt, um wie ein Feldherr die Wahlschlacht zu leiten. Wenn möglich, so wird dies Büreau in ein Wirthshaus verlegt, wo dann die Wähler

von ihrem Kandidaten bewirthet werden. Alle Miethfuhrwerke werden in Dienst genommen, mit dem großgedruckten Namen des Kandidaten beklebt und seinen Wählern zur Verfügung gestellt, damit sie nicht nöthig haben zu Fuß nach der Wahlbude zu gehen. So war vor einigen Tagen, als drüben in Fife gewählt wurde, in der ganzen Grafschaft keine einzige Droschke zu haben, zum großen Leidwesen einiger mir befreundeten Damen, die unglücklicher Weise an diesem Tage einen Besuch in Aberdour gemacht hatten. Geht, wie häufig in ländlichen Bezirken, die Abstimmung an mehreren Orten zugleich vor sich, so unterhalten reitende Boten eine ununterbrochene Verbindung zwischen den verschiedenen Wahlbuden und den Hauptquartieren der Wahlausschüsse aufrecht, und der Stand der Abstimmung wird von Stunde zu Stunde daselbst angeschlagen. Unter solchen Umständen reicht natürlich die Abstimmung durch Handaufheben nicht aus, sondern es wird auf den Antrag eines der beiden Kandidaten zur namentlichen Abstimmung (the Poll) geschritten, welche in der Regel den ganzen Tag in Anspruch nimmt. Bezahlte Bänkelsänger und Musikbanden, theils in den Wirthshäusern aufgestellt, theils durch die Straßen fahrend, wetteifern miteinander die Herren Wähler bei guter Laune zu erhalten; Fahnen und Flaggen aller Art, oft mit den Farben des betreffenden Kandidaten, wehen auf der Wahlbude, aus den Wirthshäusern und queer

über die Straßen; Wahlagenten, die schon vorher auf alle erdenkliche Weise für ihren Kandidaten geworben haben, treiben die säumigen Wähler herbei; der Kampf wird wie ein Wettrennen immer wilder und hitziger; Lärmen, Trunkenheit und Unfug wachsen, bis endlich Böllerschüsse den Sieg des Gewählten verkünden. Früher wurde dann der Glückliche auf einen Stuhl gesetzt und im Triumph nach Hause getragen; das ist jedoch außer Gebrauch gekommen. Aber auch der unterlegene Kandidat schleicht nicht etwa heimlich und beschämt vom Kampfplatze hinweg. Er begiebt sich nach seinem Wahlbureau, wo er seine Truppen nochmals mustert, ihnen für ihren Eifer und ihre Unterstützung dankt und sie auf einen künftigen bessern Erfolg und den endlichen Sieg seiner und ihrer guten Sache vertröstet. Es leuchtet ein, daß eine solche Wahl ein kostspieliges Vergnügen ist, wiewohl die gewöhnlichen Angaben oft übertrieben sind. Ein bis zweitausend Pfund möchte wol der Durchschnittspreis für jeden Kandidaten sein, der sich natürlich je nach den örtlichen Verhältnissen noch steigern oder auch vermindern kann.

Bei der hiesigen Wahl boten die Vorversammlungen unstreitig ein größeres Interesse dar als der Wahlakt selbst. Sie fanden in der Musikhalle Statt und auch in ihnen wurde nicht verlangt, daß sich die anwesenden Wähler als solche auswiesen, sondern Jedermann hatte freien Zutritt. Es ist jetzt sogar üblich, daß sich die Kandidaten

außerdem noch einer Versammlung erklärter Nicht-Wähler vorstellen und sich von ihnen ins Gebet nehmen lassen. Durch diese milde Praxis wird die drohende Kluft zwischen Wählern und Nicht-Wählern einigermaßen ausgefüllt und den letztern wenigstens eine Abschlagszahlung auf das Wahlrecht gewährt, bis die Schranken des letztern auf naturgemäßem Wege immer niedriger werden und sich zuletzt in das allgemeine Wahlrecht auflösen. Keine Behörde mengt sich störend in diesen geschichtlichen Prozeß ein, und Alles hat seinen zwar langsamen, aber natürlichen und deßhalb nicht nur ungefährlichen, sondern im Gegentheil heilsamen Verlauf.

Wie das ganze den Nicht-Wählern gegenüber beobachtete Verfahren, so zeugte namentlich auch die Behandlung ihrer Versammlung von Takt und politischer Einsicht. Man zwang sie nicht zu einem Wirthshause ihre Zuflucht zu nehmen, sondern bewilligte ihnen eine Kapelle in Brighton Street; man überließ sie nicht der Leitung ihrer eigenen, vielleicht wühlerischen Führer und beförderte dadurch den gefährlichen Zwiespalt zwischen den besitzlosen und den besitzenden Klassen, sondern der Bürgermeister von Edinburg, der die Versammlung der Wähler geleitet hatte, führte auch in der ihrigen den Vorsitz; die Kandidaten wurden wie in allen derartigen Versammlungen so auch hier von ihren Freunden und Anhängern auf die Platform begleitet. Mit Einem Worte, man ließ die Ar-

beiterklasse das Wahlrecht nicht als einen qualitativen, sondern nur als einen quantitativen Unterschied fühlen, als einen Mangel, welchen zu beseitigen in Jedermanns Macht steht, sobald er nur will. Beide Kandidaten waren dem Anschein nach allerdings nur ungern auf die Nicht-Wähler-Versammlung eingegangen, allein da Mr. Black selbst durch einige Aeußerungen über die Arbeiterbünde in der Wahlversammlung das Verlangen danach hervorgerufen hatte, so mußten sie sich fügen, und Mr. Black bemühte sich augenscheinlich den Anstoß, den er den Arbeitern gegeben hatte, im Eingange seiner Rede zu beseitigen. 'Wenn, sagte er, auch nicht selbst der Arbeiterklasse angehörig, so bin ich doch der Sohn eines Arbeiters, der in seiner Jugend eben so ohne Freund und ohne Pfennig dastand als irgend Jemand unter Ihnen.' Wenn mein gelehrter Freund (Mr. Moncreiff) mit Recht stolz ist auf seine ausgezeichneten und verdienstvollen Vorfahren, so rühme ich mich meiner Abstammung von einem Maurer, einem Manne von eben so hoher Tugend und Ehre als irgend ein Peer des Reiches, der durch seinen Fleiß, seine Intelligenz und seinen Unternehmungsgeist in der Stufenleiter der Gesellschaft emporstieg und sich die Achtung aller, die ihn kannten, erwarb. Der Unterweisung und dem Beispiele frommer Eltern, die ihr Leben in eben so niedrigen Umständen als die meisten von Ihnen begannen, verdanke ich die ehrenvolle Stellung, die ich in meiner Vaterstadt

einnehme.' Mr. Moncreiff auf der andern Seite, der bisher Abgeordneter für Leith gewesen war, bezeichnete es wiederholt als den höchsten Ehrgeiz seines Lebens, seine Vaterstadt Edinburg, die Hauptstadt des Landes und den ruhmvollen Sitz der Wissenschaften und Künste, im Parlamente zu vertreten und so den großen Namen angereihet zu werden, welche vor ihm dieser Ehre theilhaftig geworden waren.

Die theils schriftlich theils mündlich gestellten Interpellationen der Kandidaten waren in beiden Versammlungen ohne wirkliche Bedeutung, sondern betrafen meist geringfügige oder bekannte Dinge. Die unangenehmste war ohne Zweifel der Vorwurf, daß Mr. Moncreiff den Angelegenheiten seiner Wähler zu wenig Aufmerksamkeit schenke und ihre Briefe und Anliegen wiederholt unbeantwortet gelassen habe. Mr. Moncreiff brachte eine etwas lahme Entschuldigung vor und versprach Besserung.

Die Nicht-Wähler beschränkten sich jedoch keineswegs auf Interpellationen, sondern wie die Wähler-Versammlung mit dem Beschlusse geendigt hatte, daß die beiden Kandidaten 'geeignete und passende Personen seien, um uns im Parlamente zu vertreten', so gingen auch sie nicht ohne Beschlußfassung auseinander. Es wurden unter andern folgende Anträge gestellt: 1) Die Versammlung ist der Ansicht, daß keine Reformbill genügen kann, welche

das Wahlrecht in Städten auf diejenigen Personen beschränkt, welche sechs Pfund Rente zahlen, sondern daß Jeder, der seine Armensteuer bezahlt, wahlberechtigt ist. Mit großer Mehrheit angenommen. 2) Bei allen Wahlen sollten die Wähler vermittelst der geheimen Abstimmung (Ballot) vor Zwang geschützt werden. Gleichfalls angenommen, nachdem ein Gegenantrag in der Minderheit geblieben war. 3) Während die Versammlung den Herren Black und Moncreiff für ihre Reden bestens dankt, bedauert sie, daß dieselben wegen ihrer, den obigen Grundsätzen entgegen stehenden Ansichten, nicht das Vertrauen der arbeitenden Klassen genießen. Hierzu wurde jedoch ein Verbesserungs-Vorschlag gestellt und angenommen, der das Mißtrauens-Votum beseitigte und nur die Danksagung stehen ließ. Damit ging die Versammlung auseinander.

Die Angelpunkte, um welche sich die Reden der Kandidaten und überhaupt die ganzen Verhandlungen drehten, waren die Auflösung des Parlaments, das Wahlrecht und die geheime Abstimmung (als die Hauptbestandtheile der neuen Reformbill) und die auswärtige Politik. Die Auflösung des Parlaments ist diesmal, wie Mr. Moncreiff schlagend nachgewiesen hat, in ganz unerhörter Weise vor sich gegangen. Ihre eigentliche Bedeutung, die Berufung an das Volk wegen einer großen politischen

Frage, über welche Ministerium und Parlament sich in Zwiespalt befinden, ist diesmal vollständig in den Hintergrund gedrängt. Eine solche Frage lag gar nicht vor. Das Parlament ist vielmehr nach festländischem Beispiel aufgelöst worden, weil sich nicht damit regieren lasse! Die meisten Redner übergingen diesen Punkt entweder ganz mit Stillschweigen oder waren doch weit entfernt die Tragweite dieses gegen die englische Verfassung geführten Stoßes zu erkennen. Dagegen beklagen sie die Auflösung einstimmig, weil sie hemmend in Handel und Gewerbe eingreife und eine den materiellen Interessen nachtheilige politische Unruhe im Lande hervorrufe. Sollte das wirklich die allgemeine Ansicht sein, so würde es anzeigen, daß dem Volke sein materielles Gedeihen höher stehe, als seine politische Wohlfahrt — wahrlich ein zu bedenkliches Zeichen, als daß wir uns entschließen könnten, ihm ohne Weiteres Glauben zu schenken. Was Wahlrecht (Franchise) und geheime Abstimmung (Ballot) anbelangt, so geht die liberale Partei mehr von praktischen Gesichtspunkten als von politischen Prinzipien aus, ein Umstand, welcher bei der aus Leben und Geschichte allmählich erwachsenen englischen Staatsverfassung ganz natürlich erscheint. Unsere Frankfurter Grundrechte waren auf die gediegensten Grundsätze aufgebaut — und was haben sie genützt? Es ist für die englischen Liberalen gegenwärtig eine bloße Zweckmäßigkeits-Frage, ob das

Wahlrecht bis zu zehn, sechs oder fünf Pfund Rente ausgedehnt werden soll, während die Durchführung des Prinzips offenbar zum allgemeinen Stimmrecht führen müßte. Aehnlich verhällt es sich mit dem Ballot. Alle Liberalen sprechen davon, aber der größte Theil derselben ist dagegen. Mr. Moncreiff sagt ganz offen, daß er stets dagegen gestimmt hat und fortfahren wird dagegen zu stimmen. Seine Gründe bestehen aus schönklingenden, aber ziemlich hohlen Phrasen von dem Muthe, mit dem jeder Bürger seine Stimme im offenen Tageslicht geben solle, und daß es dem demokratischen Charakter des Wahlsystems widerspreche, etwas hinter dem Rücken des Publikums zu thun. Es wird uns Deutschen, die wir alle mehr oder weniger Prinzipienreiter sind, ohne Zweifel schwer, uns in das englische Verfahren hineinzudenken und es nicht als durchaus unphilosophisch und unpolitisch zu verdammen. Allein der Engländer findet, daß sein politisches System, wenn wir es so nennen dürfen, 'gut arbeitet', und daß ist offenbar die Hauptsache.

In ungleich größerer Uebereinstimmung sehen wir uns dagegen mit den Engländern auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Beide Kandidaten sprachen sich darüber mit einer Offenheit und Rücksichtslosigkeit aus, um welche wir sie zu beneiden alle Ursache haben. Auch hier, fast am Ende Europas, sind die politischen Schwingungen

und Zuckungen gegenwärtig nicht minder fühlbar als in seinem Mittelpunkte, und das ist eben das Unglück Großbritanniens, daß es durch die großentheils von ihm selbst ausgehenden ungeheuern Verkehrsmittel, durch die Europa fast zu einem einzigen Lande zusammengeschrumpft ist, in viel zu enge Verbindung mit den Staaten des Festlandes gebracht wird. Dadurch büßt es immer mehr die Vortheile seiner insularen Lage ein und wird sowohl hinsichtlich der auswärtigen Politik wie der innern Verwaltung und Verfassung immer mehr in die verderblichen festländischen Bahnen gedrängt. Und was etwa Handel und Wandel in dieser Beziehung noch zu thun übrig gelassen hat, das vollbringt Louis Napoleon, indem er England nicht minder unter die Zuchtruthe seiner machiavellistischen Diplomatie (Politik wäre zu edel) genommen hat als die übrigen Staaten Europas. England fürchtet sich offenbar vor ihm; es fühlt seine Schwäche in Heerwesen und Landesvertheidigung gegenüber den großen Kriegsmächten des Festlandes. Diese Schwäche ist die natürliche und an sich glückliche Folge der freien Selbstregierung, denn nur eine absolute Monarchie kann eine große Kriegsmacht sein, wie umgekehrt die Entwickelung einer Kriegsmacht den Absolutismus im Gefolge hat. Unter diesen Umständen kann auch das fromme Schottland nicht im Frieden bleiben, weil es, wie Schiller sagt, dem bösen Nachbar nicht gefällt, von welchem in diesem Augenblicke das Wohl und

Wehe Europas abhängig ist. Unsere Nachkommen werden dereinst über das beispiellose Armuthszeugniß staunen, welches sich Europa ausgestellt hat, als es diesen zweiten und vollendetern 'Principe' nicht nur auf einem Throne, sondern auf dem Richterstuhle über seine Geschicke duldete.

XV.

Nach Stirling, Glasgow und den Fällen des Clyde.

Wer Muße hat und vom Wetter begünstigt ist, wird jedenfalls den Wasserweg von Edinburg nach Stirling der Eisenbahn vorziehen. Das Dampfboot, das täglich von Granton Pier abgeht, führt den Reisenden den sich allmählich verengenden Forth hinauf und gewährt ihm Gelegenheit und Zeit vom Verdeck aus die Hügelreihen wie die Burgen und Schlösser an beiden Küsten mit und ohne Fernrohr gemächlich zu betrachten, während ihn die Eisenbahn zwar durch ein fruchtbares, wohlangebautes Land dahinwirbelt, aber ihn nichts von jenen romantischen Schönheiten gewahren läßt.

An Muße fehlte es mir zwar nicht, allein die Witterung war so ungünstig — seit Menschengedenken ist kein so rauher Frühling in Schottland gewesen — daß ich mich genöthigt sah, die Eisenbahn statt des Dampfbootes zu wählen. Noch schmerzlicher war es mir, daß

ich aus demselben Grunde auf einen beabsichtigten Ausflug nach den Trosachs, Loch Katrine und Loch Lomond, von dem mir alle meine Freunde so reichen Genuß versprachen, Verzicht leisten mußte. Diese Partie, sagten sie, ersetze eine Reise ins Hochland und sei um so belohnender, als man sie in kürzester Zeit und auf die bequemste Weise abmachen könne. Es ist eben eine Touristen-Straße, auf welcher der Reisende wie ein Waarenballen von der Eisenbahn ins Dampfboot, vom Dampfboot in den Omnibus und vom Omnibus wieder in den Dampfwagen spedirt wird. Allein gegen Kälte, Schneegestöber und Ostwind helfen alle diese Bequemlichkeiten nicht; die Dampfboote auf den Seen hatten überdies ihre Fahrten noch nicht begonnen, und ich mußte mich wohl oder übel in mein Schicksal ergeben.

In Linlithgow hielt der Zug einige Minuten an, so daß ich durch mein Glas den kleinen See und die Ruinen des alten Palastes betrachten und in meinem rothen Reisebuche — eigentlich war es ein grünes — nachlesen konnte, daß hier Maria Stuart geboren wurde, während ihr Vater, Jakob V., in Falkland auf dem Sterbebette lag. Zwei blühende Söhne waren ihm bereits gestorben, und als ihm jetzt die Nachricht von der Geburt einer Tochter gebracht wurde, verhüllte er sein Gesicht und rief gebrochenen Herzens aus: 'Steht es so? Dann geschehe Gottes Wille! Mit einem Mädchen kam uns der Thron

und mit einem Mädchen wird er wieder gehn.' Wie fast alle Schlösser und Kathedralen Schottlands fand auch der Palast von Linlithgow seinen Untergang durch die Engländer, und zwar erst im Jahre 1746, wo eine solche Barbarei längst hätte überwunden sein sollen.

Weiterhin führt die Bahn an dem Schlachtfelde von Bannockburn vorüber, dem nordischen Marathon, wie es die Schotten mit Stolz nennen, wo Robert Bruce mit seinen 30,000 Schotten 100,000 Engländer unter Eduard II. 1314 aufs Haupt schlug. Der ausgehöhlte Stein, daher der Bore-Stone genannt, in welchem das schottische Reichsbanner während des Kampfes gestanden haben soll, wird auf einer Anhöhe bei dem Dorfe St. Ninians noch gezeigt und ist zum Schutze gegen Antiken-sammelnde Reisende mit einem eisernen Gitter umgeben. Das nordische Marathon selbst ist jetzt eine Eisenbahn-Station, wo vermuthlich auch wie in St. Boswells der Mäßigkeitsverein sich mit Traktätchen und Wasserflaschen ein Denkmal gesetzt hat.

In Stirling erwartete mich ein befreundeter Landsmann am Bahnhofe, um mir die Sehenswürdigkeiten seiner neuen Heimath mit zuvorkommendster Freundlichkeit zu zeigen. Die Stadt ist malerisch gelegen und dem Anschein nach außerordentlich lebhaft und gewerbthätig. Obgleich im Ganzen einen modernen Charakter tragend, enthält sie noch viele alte Gebäude, da auch hier der hohe

Adel im Mittelalter Stadtwohnungen zu besitzen pflegte. Die Häuser des Herzogs von Argyle (Argyle's Lodging) und des Grafen Mar (Mar's Work) sind die ansehnlichsten und best erhaltenen dieser alten Herrensitze, namentlich ist das letztere ein merkwürdiges Denkmal der Baukunst, das den Kirchenstyl mit dem des Herrenhauses vereinigt. Das erstere gehörte ursprünglich dem als Dichter wie als Besitzer von Neu-Schottland bekannten William Alexander Grafen von Stirling (1580—1640), nach dessen Tode es an die Familie Argyle überging.

Durch enge und steile Straßen gingen wir zum Schlosse hinauf, das auf dem Gipfel eines steil abfallenden Felsens thronend einen unvergleichlichen Ueberblick über die ganze Gegend gewährt. Wie das Edinburger Schloß so ist auch Stirling Castle stark mit Truppen besetzt, obgleich es kaum noch als eine Festung gelten kann. Vor der Erfindung des Schießpulvers mag es freilich uneinnehmbar gewesen sein und während des ganzen Mittelalters galt es als das 'Bollwerk des Nordens,' als ein Brückenkopf zwischen dem schottischen Hoch- und Niederlande, dessen Besitz die Herrschaft über den größten Theil des Landes bedingte. Hier sind daher unzählige Schlachten geschlagen, und jeder Fußbreit ist mit Blute gedüngt. Schon die Römer haben die strategische Wichtigkeit des Ortes erkannt, denn hier erbauten sie die Mauer des Antoninus und legten mehrere befestigte Lager

an, von denen das bei dem wenige Stunden entfernten Ardoch noch heutigen Tages in bedeutenden und wohl erhaltenen Ueberresten erkennbar ist. Hier war es auch, wo Galgacus dem Agricola so kräftigen Widerstand leistete. In späteren Jahrhunderten war Stirling lange Zeit die Lieblingsresidenz der schottischen Könige, namentlich der Stuarts, und der Sitz des Parlaments und ist daher reich an geschichtlichen Erinnerungen. Mit der Union verschwand allerdings der frühere Glanz, und statt des Hofes fingen die Regimenter an sich auf diesem Königssitze einzuquartieren. Der königliche Palast ist ein wunderbares, phantastisches Bauwerk ohne bestimmten Styl, überreich mit meist grotesken Bildhauereien und Zierrathen geschmückt. Eine von den Statuen soll den Erbauer, Jakob V., darstellen, welcher unter dem Namen des Pachters (gudeman) von Ballangeich bekanntlich auf humoristische und verliebte Abenteuer auszugehen liebte, wie sie z. B. in der bekannten komischen Ballade vom Gaberlunzie-Man beschrieben werden und auch Scott's Fräulein vom See zur Grundlage dienen. Ballangeich ist der gälische Name des 'steilen Pfades', welcher von der Stadt auf der Südseite nach dem Schlosse hinaufführt. Gutmüthig, leichtsinnig und heiterem Lebensgenusse huldigend und in seinem Charakter überhaupt seiner Tochter Maria gleichend erfreute sich Jakob V. einer großen Volksthümlichkeit und wurde daher der Gegenstand zahlreicher Anekdoten.

Unter andern wird ein Abenteuer erzählt, bei welchem er leicht sein Leben hätte einbüßen können. In dem Dorfe Cramond bei Edinburg hatte Jakob in irgend einer Verkleidung Bekanntschaft mit einer hübschen Magd angeknüpft. Auf dem Heimwege von ihr lauerten ihm eines Nachts vier oder fünf Burschen auf, vielleicht Verwandte, vielleicht auch Liebhaber seines Mädchens. Tapfer wie er war und ein Meister seiner Waffe, stellte sich der König an einem schmalen Stege über das Flüßchen Almond ihnen entgegen und vertheidigte sich mannhaft mit dem Schwerte. Ein Bauer, der in einer nah gelegenen Scheune drasch, wurde den ungleichen Kampf gewahr, eilte herzu, ergriff Partei für die schwächere Seite und drasch mit seinem Flegel so tüchtig um sich, daß er die Angreifer bald verjagte. Dann führte er den König zum Ausruhen nach seiner Scheune, wo derselbe vor Allem Waschbecken und Handtuch verlangte um sich zu reinigen. Als der Drescher dies mit Mühe herbeigeschafft hatte, frug ihn der König, was er sich zum Lohne für seinen tapfern Beistand wünsche, und brachte aus ihm heraus, daß es der Gipfel seiner Glückseligkeit sein würde, die Farm Braehead, auf welcher er als Tagelöhner arbeitete, als Eigenthümer zu besitzen. Zufällig war Braehead ein Krongut. Der König bestellte ihn also nach dem Schlosse mit der Weisung nach dem Pachter von Ballangeich zu fragen. Der Bauer kam und fand zu seinem Erstaunen, daß er das Leben seines Mon-

archen gerettet hatte, der ihm zum Danke die Schenkungsurkunde seiner gewünschten Farm überreichte, unter der Bedingung, daß er und seine Nachkommen jedesmal Waschbecken und Handtuch darzubringen hätten, so oft der König über die Brücke bei Cramond käme. Braehead erhielt sich im Besitze der Familie dieses glücklichen Dreschers bis in das gegenwärtige Jahrhundert, und noch 1822 reichte einer seiner Nachkommen Georg dem Vierten bei seinem Besuche in Schottland in feierlicher Audienz Waschwasser aus einem silbernen Becken. —

Nicht nur der Schloßberg selbst gleicht dem zu Edinburg, sondern wie dieser hat er auch seine beiden Begleiter Craigforth und Abbey Craig. Es ist bereits erwähnt, daß alle drei den Edinburger Felsen ähnlich sind, nur kleiner und von sanfteren Formen. Außerdem liegt nördlich vom Schlosse noch ein kleiner Hügel, auf welchem früher die Hinrichtungen Statt zu finden pflegten und wo unter andern im Jahre 1424 der Herzog von Albany mit seinen beiden Söhnen und seinem Schwiegervater, dem Grafen Lennox, enthauptet wurde. Im Volksmunde heißt dieser Richtberg Hurley-Hacket, zu deutsch etwa der Rutscher, nach einem Kinderspiel, mit welchem sich hier Jakob V. als Knabe nebst seinen Hofleuten häufig vergnügt haben soll, indem sie auf einer Art Schlitten oder Schemel den Berg hinabrutschten.

Die Besatzung von Stirling besteht aus hochländischen

Regimentern. Auf der Esplanade, die ehemals glänzenden Turnieren zum Schauplatz diente, wie Scott eins im Fräulein vom See geschildert hat, wurden eben Rekruten exercirt, welche in jeder Beziehung an Falstaff's berühmtes Futter für Pulver erinnerten. Manche darunter waren kaum den Knabenjahren entwachsen; ihre Uniformen schlotterten ihnen um den Leib, ihre Gesichter waren ausdruckslos, ihre Glieder ungelenk und ihre Bewegungen ungeschickt. Es ist ein Vorzug der englischen Truppen, daß der Mensch in ihnen nicht zur Maschine abgerichtet, sondern die Persönlichkeit so viel als möglich geachtet und gewahrt wird. Daher zeichnen sich die englischen Soldaten überall aus, wo es in der Kriegführung auf Mannhaftigkeit und persönlichen Muth ankommt, während sie da, wo nur die zusammengeballten Massen entscheiden, wie bei den festländischen Kriegsmächten, sich im Nachtheil befinden. Allein selbst mit Erwägung dieser Umstände spielten doch die hiesigen Rekruten eine recht klägliche Rolle. Die Musik der hochländischen Regimenter besteht lediglich aus einer Trommel (Tabor) und Pfeife nebst dem Dudelsack. Die Offiziere tragen noch das alte celtische Breitschwert (Claymore), und die Unteroffiziere sind außerdem mit dem bekannten spanischen Röhrchen bewaffnet, das ich sogar in den Händen des Obersten erblickte.

Der Schloßberg und seine Umgebungen zeichneten sich bis vor Kurzem leider durch Schmutz und Vernach-

lässigung aus. Neuerdings ist jedoch viel geschehen, um ihm ein würdigeres Aussehen zu geben. Namentlich ist ein wenig unterhalb der Esplanade ein eleganter Kirchhof voller Denkmäler und Statuen angelegt worden. Dicht dabei steht die gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Jakob IV. im spitzesten gothischen Style erbaute Franziskanerkirche, in welcher Jakob VI. 1597 gekrönt wurde, wobei John Knox, der Verfolger seiner Mutter, die Krönungspredigt hielt.

Auf der nordwestlichsten Zinne, da wo der Fels am schroffsten abfällt, tragen zwei Steine in der Mauer die Inschriften: M. R. (Maria Regina) 1566 und V. R. (Victoria Regina) 1842. An dieser Stelle haben sich die beiden Königinnen des herrlichen Panorama's erfreuet, die eine ein Bild des Unheils, die andere ein Bild des Glückes, welches eine Krone gewährt. Die eine, in banger Sorge vor drohenden Feinden und oft kaum ihres Lebens sicher, blickte auf eine von dem noch ungebildeten Volke dürftig genug bebauete und von unaufhörlichen Fehden verwüstete Landschaft; die andere, in ungetrübtem Lebensglücke das Szepter über ein freies, hochgebildetes Volk führend, sah rings die reichsten Segnungen des Friedens und mußte sich doppelt glücklich preisen, wenn sie ihrer unglücklichen Vorgängerin gedachte, die mit ihrem Blute die Union der beiden Reiche besiegelt hat. Welche Gedanken wol die Brust dieser beiden Fürstinnen erfüllt

haben mögen, als sie hier ihre Blicke über die Gefilde hinweg nach den Gipfeln des Hochlandes schweifen ließen, die in stolzer Reihe vom Ben Lomond bis zum Benvoirlich in die Wolken ragen?

Nicht weit von dieser Stelle befindet sich in einem der ältesten Gebäude des Schloßberges das berühmte Douglas-Fenster, aus welchem Jakob II. den von ihm gemordeten Grafen William Douglas hinauswarf. William Douglas hatte nämlich mit den Grafen Roß und Crawford ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Jedermann, den König nicht ausgenommen, geschlossen und im Verein mit ihnen allen Gesetzen und Verordnungen Hohn gesprochen. Aengstlich bemüht, dieses Bündniß zu sprengen, lud Jakob den Douglas unter Gewährung eines freien Geleites nach Stirling ein und bot hier in mehrstündiger Verhandlung alle Künste der Ueberredung auf, um den trotzigen Vasallen auf seine Seite zu ziehen und von seinen Genossen abwendig zu machen. Allein Douglas verharrte bei seinem hochmüthigen Trotze, bis Jakob, die Herrschaft über sich selbst verlierend, den Dolch zog und mit den Worten 'Wenn du dein Bündniß nicht lösen willst, so thut es dieser!' den Grafen erstach. Die Hofleute drangen aus dem Vorzimmer ein, gaben ihrem gefürchteten und verhaßten Gegner vollends den Rest und warfen dann die Leiche durchs Fenster in den darunter liegenden Garten, wo gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Gerippe

gefunden wurde, welches man für die Ueberreste des unglücklichen Opfers hielt. Leider brannte dieser Theil des Gebäudes vor einigen Jahren ab, allein so groß ist die antiquarische Liebhaberei der Schotten, daß Haus, Zimmer und Fenster vollständig in ihrer alten Gestalt wieder hergestellt wurden, und das neue Fenster sofort die historische Berühmtheit des alten ererbte.

Wendet man sich nach der östlichen Seite, so sieht man den Forth durch eine wohlbestellte üppige Niederung in mäandrischen Krümmungen dem Meere zufließen. Die Flut steigt hier noch sechs Fuß hoch, so daß die Dampfer dicht unterhalb der Stadt anlegen können. Die in den Biegungen des Flusses liegenden Halbinseln heißen 'the Links of Forth', und ein altes Sprüchwort sagt von ihnen:

The Lairdship o' the bonnie Links of Forth
Is better than an Earldom o' the North.

Jenseits dieser Flußniederung erheben sich die Ochil-Berge, an deren Fuße das einladende, vielbesuchte Badeörtchen Bridge of Allan liegt, das durch Eisenbahn und Omnibus so eng mit Stirling verbunden ist, daß es fast als eine Vorstadt angesehen kann. Die zum Baden benutzte Quelle gehört zu den warmen Soolen.

Gegen Mittag sagte ich meinem freundlichen Führer mit herzlichem Danke Lebewohl und stieg in den nach Glasgow gehenden Zug. Die Berge wie die Gründe

waren mit einer dünnen Schneelage bedeckt und die Gegend sah, je näher wir Glasgow kamen, desto unfreundlicher aus. Eine dichte wässerige Nebelwolke, aus der einzelne Hochöfen wie Irrlichter hervorblitzten, verkündigte schon von weitem die große Metropole des schottischen Handels und Gewerbfleißes.

Aus dem Bahnhofe gelangt man unmittelbar auf den größten und schönsten Platz Glasgow's, den George Square, der rings von Gasthäusern umgeben ist. Dasjenige, welches mir vorzugsweise empfohlen war, war leider ganz kürzlich eingegangen, und durch den 'embarras de richesses' in Verlegenheit gesetzt, gerieth ich abermals, ich wußte selbst nicht wie, in ein Mäßigkeitshotel, aus dessen baulicher wie wirthschaftlicher Verwirrung ich nicht klug zu werden vermocht habe. Diese Mäßigkeitshäuser sind recht eigentlich Glasgower Kinder, und ihre Zahl beläuft sich hier gegenwärtig auf achtzehn. Im Speisesaal hatte am Tage vorher die Sekte der Gemüseesser (Vegetarians) — die kein Fleisch berühren — bei Kohl und Wasser ein großes Festmahl gefeiert, und im Gesellschaftszimmer hing das (vom Mäßigkeitsverein herausgegebene) Bildniß des Ehrwürdigen John B. Gough, eines Mäßigkeitsapostels, der mit heftiger Geberde auf eine auf dem Tische stehende Wasserflasche zeigt.

Nachdem ich schlecht genug zu Mittag gegessen hatte fing ich meine Wanderung durch die Stadt an. Zunächst

nahm der Georg=Square selbst meine Aufmerksamkeit in Anspruch, in dessen Mitte auf einer dorischen Säule ein marmornes Standbild Walter Scotts den ganzen Platz überschaut. Er ist im Leibrock und Plaid dargestellt und hält in der rechten Hand ein Buch, während er die Linke auf die Brust legt. Ueber die künstlerische Ausführung läßt sich natürlich bei einer Höhe von achtzig Fuß keine Ansicht gewinnen. Unmittelbar vor der Säule steht eine eherne Statue des Generals Sir John Moore, eines Glasgowers, von Flaxman, und in der einen Ecke des Squares eine sitzende Statue James Watt's, des großen Verbesserers der Dampfmaschine, von Chantrey.

Die größte Sehenswürdigkeit Glasgows, wenigstens für Jemand, der nicht dem Handels= oder Gewerbstande angehört, ist die leider im schmutzigen Ostende, zwischen elenden, theilweise mit Stroh gedeckten Hütten gelegene Kathedrale. Ohne Zweifel bildete sie einst den Mittelpunkt der Stadt und zeigt recht deutlich, wie diese nach Westen fortgerückt ist. Sie stammt aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, wahrscheinlich wie die Abteien zu Holyrood, Melrose u. s. w. aus der Zeit des kirchenfreundlichen David's I. Das hiesige Bisthum gehörte zu den reichsten im ganzen vereinigten Königreiche und besaß namentlich in Cumberland ausgedehnte Ländereien, welche man nur das geistliche Herzogthum nannte und die nach der Reformation theils der Krone, theils der Universität

Glasgow zufielen. Die Kathedrale ist dreischiffig, hat nur Einen Thurm über dem Kreuze und eine merkwürdig schöne Krypte. Mit Verständniß und Sorgfalt wieder hergestellt, macht sie einen erhebenden und harmonischen Eindruck auf den Beschauer und rechtfertigt vollständig Scott's Ausspruch (in Rob Roy), daß sie ein respectables gothisches Gebäude ohne Krimskrams sei.

Einen überraschenden Anblick gewährt von dem die Kathedrale umgebenden alten Kirchhofe aus der auf einem steilen Berge schroff emporsteigende neue Begräbnißplatz, die Nekropole genannt. Dieser 2—300 Fuß hohe Gräberberg wird von der Stadt durch das tiefe Flußbett des Molendinar Burn getrennt, über welches eine Brücke führt, die, vielleicht nach der Venediger, die Seufzerbrücke heißt. Wie eine Wand steigen drüben die Tausende von Grabdenkmälern empor, Säulen, Kreuze, Gewölbe und Tempel, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck den Gottesacker zum hervorragendsten Punkte der Stadt gemacht und die Todten so gewissermaßen dem Himmel entgegengebracht zu sehen. Hart am Abhange des Berges steht die Kirchhofskapelle. Alle Grabmäler aber werden von der zu John Knox's Gedächtniß errichteten Säule überragt, dem auch auf dem Kirchhofe zu Stirling ein Kenotaph mit einem Standbilde gewidmet ist. Von hier aus bietet sich dem Beschauer ein großartiges Panorama dar; gerade unter sich erblickt er die ehrwürdig graue

Kathedrale und darüber hinaus die in Rauch und Dampf gehüllte Stadt mit ihren unzähligen Thurmspitzen und Schornsteinen, und bei hellem Wetter am Horizonte die Campsie und Kilpatrick Berge. Die höchste Spitze der Stadt ist bekanntlich der Schornstein der chemischen Fabrik der Herren Tennant und Co. in der Vorstadt St. Rollox, etwa tausend Schritte von der Kathedrale entfernt. Seine Höhe beträgt vom Boden 435, vom Fundamente aus 450 englische Fuß; er gehört mithin zu den höchsten von Menschenhand aufgethürmten Höhen und bildet gewissermaßen das meilenweit sichtbare Wahrzeichen der Fabrikstadt Glasgow.

Nächst der Kathedrale sind die vom ewigen Rauche vollständig geschwärzte Universität und die moderne, im korinthischen Styl aufgeführte Börse (mit ihrem wiederum das choragische Denkmal des Lysikrates nachahmenden Thurme) die merkwürdigsten Gebäude. Vor der letztern steht eine aus freiwilligen Beiträgen errichtete Reiterstatue Wellington's von Marochetti — in Generalsuniform auf einem Vollblutpferde. Die darin sich aussprechende Verehrung der Börsenmänner für den alten Herzog — auch der Londoner Börse dient er bekanntlich als Vorreiter — ist im Grunde geeignet, Bedenken gegen seine Größe zu erregen, denn ein wahrhaft großer Mann ist den Börsen seiner Natur nach unangenehm und gefährlich.

Der Hauptstrom des geschäftlichen Lebens braust

durch Argyle Street, die längste Straße Glasgows, welche das schmutzige Ostende, wo die Kaufherren ihren Reichthum erwerben, mit dem glänzenden Westende verbindet, wo sie ihn in fürstlicher Pracht genießen. Von 9 Uhr Morgens bis zu derselben Stunde Abends jagen hier täglich 600 Omnibusse entlang. Nicht minder großartig ist das Treiben am Broomielaw, d. h. im Hafen, der sich von der schönen Glasgow-Brücke stromabwärts erstreckt. Während vor funfzig Jahren der Clyde hier selbst zur Flutzeit nur eine Tiefe von etwa fünf Fuß besaß, ist er durch unausgesetzte Anstrengungen jetzt bis zu zwanzig Fuß ausgebaggert worden, so daß selbst die größten Schiffe heraufkommen können. Zu gleicher Zeit ist auch die ursprüngliche Breite des Flusses fast auf das Dreifache gebracht worden, ein schlagendes Beispiel, welcher Anstrengungen eine Handelsstadt fähig ist, wenn es gilt, die Bedingungen ihrer Existenz und Wohlfahrt zu sichern und ihr dabei von der Staatsgewalt keine Schranken und Hemmnisse in den Weg gelegt werden.

Bis zum Jahre 1775 waren die Geld- und Arbeitskräfte von Glasgow fast ausschließlich dem Tabakshandel gewidmet, und die Stadt hat noch Spuren von dem Reichthum und der Bedeutung jener großen Tabakshändler aufzuweisen, welche man schlechtweg die Tabaks-Lords nannte. Die amerikanische Revolution und der Krieg des Mutterlandes mit seinen Kolonien in der neuen

Welt zerstörte jedoch diesen Handelszweig und lenkte die Thätigkeit der hiesigen Handelswelt in neue Kanäle. An die Stelle des Tabaks trat immer allgemeiner die Baumwolle, deren Verarbeitung besonders zu der Zeit, als die französische Revolution die Zeugfabrikation auf dem Festlande lähmte, in Großbritannien und vorzugsweise in Glasgow einen ungeahnten Aufschwung nahm und sich seitdem zu einer fast unglaublichen Höhe entwickelt hat. Die Glasgower Baumwollen-Lords beschäftigen gegenwärtig etwa 40,000 Handweber und ungefähr 25,000 Dampfwebstühle, auf welchen letztern im Durchschnitt täglich über 600,000 Ellen Zeug gewebt werden, welche, die Elle nur zu fünf Silbergroschen gerechnet, jährlich einen Werth von mehr als $4^1/_2$ Millionen Pfund St. darstellen. Der jährliche Verbrauch von Baumwolle beläuft sich auf 120,000 Ballen oder 45 Millionen Pfund. Auch das Spinnen baumwollener Garne hat sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem Erwerbszweige von großartigsten Verhältnissen emporgeschwungen, indem das Glasgower Kapital jetzt nicht viel weniger als zwei Millionen Spindeln in Bewegung setzt. Ein dritter Geschäftszweig von nicht geringerem Umfange ist die Zeugdruckerei. Meilenweit in der Runde sind alle Bäche und Flüsse gefärbt, und alle Fische haben vor den Calico-Druckereien das Weite gesucht.

Allein wie einst die Tabaks-Lords von den Baum-

wollen-Lords abgelöst worden sind, so scheint es als sollten diese ihrerseits über kurz oder lang von den Eisen-Lords verdrängt werden, denn die Glasgower Eisen-Industrie hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits reißende Fortschritte gemacht. Bereits im Jahre 1849 lieferten 79 Hochöfen jährlich 475,000 Tonnen Roheisen (Pig-Iron).

Von hoher Bedeutung sind außerdem der Kohlenhandel, der Schiffbau, der besonders auf den berühmten Werften von Greenock betrieben wird, und die Fabrikation von Dampfmaschinen. Glasgow, die Geburtsstätte der Dampfmaschine, ist stolz auf die Ehre, im Jahre 1812 das erste Dampfschiff gebauet zu haben, abgesehen nämlich von einigen verunglückten Versuchen, die bereits anderswo gemacht worden waren. Es war aus Henry Bell's Werkstatt hervorgegangen, hieß der Komet, hatte eine Maschine von nur drei Pferdekraft und fuhr auf dem Clyde zwischen Glasgow und Greenock.

Eine auffallende Kleinigkeit kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich hatte mir beim Fortgehen aus meinem Gasthause eine Cigarre zurechtgesteckt, um sie auf der Straße anzuzünden und in Gemüthlichkeit zu rauchen. Ich sah mich anfangs nur beiläufig, dann aber immer gespannter nach einem Raucher um, der mir etwas Feuer hätte mittheilen können. Allein vergebens. Ich begegnete in der Stadt der ehemaligen Tabaks-Lords nur Arbeitern

mit kurzen Thonpfeifen, aber keinem einzigen Cigarren-Raucher, so daß mir zuletzt nichts übrig blieb als meine Zuflucht zu dem Pfeifenstummel eines Hafenarbeiters zu nehmen. Bei einigem Nachdenken schien mir die Sache durchaus nicht zufällig, sondern ganz erklärlich zu sein. Niemand geht hier in den Straßen spazieren, sondern jedermann rennt geschäftig von einem Comtoir zum andern und rechnet unterwegs die Prozente seines Gewinns und Verlustes aus. In den Comtoiren ist das Rauchen selbstverständlich streng verpönt. Wo soll da also die Muße zum Genuß einer Cigarre herkommen, und wer weiß, ob in der frommen Stadt des h. Mungo — so nennt sie sich nach ihrem Schutzpatron und Gründer — das Rauchen nicht gar für sündhaft gilt.

Abends ging ich ins Theater, um die Satanella von Balfe zu sehen und Miß Louisa Pyne, eine der vorzüglichsten englischen Bühnensängerinnen, zu hören. Der Andrang war groß — Glasgow mit seinen 400,000 Einwohnern besitzt nur dieses Eine Theater — und ich sah zum ersten Male auch Wagen 'Queue' machen. Das Haus ist nichts weniger als glänzend, das Orchester war noch weniger als das, die Oper mittelmäßig und Miß Louisa, die ich bereits vor Jahren in London gehört, war seitdem weder schöner noch schlanker geworden und auch ihre Stimme hatte verloren. Mr. Harrison, ihr beständiger Begleiter und Geschäftsfreund — vielleicht ihr

Gatte — zeichnet sich mehr durch seine stattliche Figur als durch seinen Gesang aus.

Nach dem Theater wurde mir meine Tasse Thee im Gesellschaftszimmer meines Hotels durch einen dogmatischen Streit zweier Geistlichen, deren Heftigkeit durchaus nicht in ein Mäßigkeitshotel zu passen schien, keineswegs versüßt. Wie würden sie sich entsetzt haben, hätten sie gewußt, aus welchem Sündenpfuhl ich eben kam.

Nachdem ich am andern Morgen nochmals einige Stunden in der Stadt umhergewandert war — abermals ohne einer Cigarre zu begegnen! — fuhr ich um Mittag mit dem Zuge nach Lanark. Lanarkshire ist ein wahres Kohlen- und Eisenland. Aus meiner Ecke im Dampfwagen sah ich nichts als Kohlenschachte und Hochöfen und freute mich, als ich in der Nähe von Lanark in eine freundliche, weniger gewerbthätige Gegend kam. Mein Zug führte mich nur bis Cleghorn Junction, und da von hier aus jede Fahrgelegenheit fehlte, blieb mir nichts übrig als das Plaid über die Schulter zu werfen, die Reisetasche in die Hand zu nehmen und so das Stündchen bis Lanark zu Fuße zu wandern. Das Wetter war angenehm, und die Gegend wurde immer anmuthiger. Durch grüne Schluchten rieselten klare Bergwasser, die Abhänge waren mit dunkeln Fichten bestanden, und im Grunde klapperte eine malerisch gelegene Mühle.

In Lanark traf ich eine zahlreiche Gesellschaft bei

Tische, welche sich bei einem gewaltigen Roastbeef von den Anstrengungen der so eben Statt gefundenen Parlamentswahl erholte. 'Eine Maschine für den Herrn', rief der Kellner in den Hof hinaus, wo 'Maschinen' — denn so nennt man hier die Wagen — von verschiedenster Größe und Gestalt aufgepflanzt waren. Im Nu wurde angespannt, und zehn Minuten später fuhr ich in einem hochrädrigen Gig zur Stadt hinaus. Der Weg führt im Zickzack in das Thal des Clyde hinunter und durch das Fabrikdorf Neu-Lanark nach Bonnington, der Besitzung des Sir Charles Roß, wo man durch herrliche Parkanlagen zunächst nach Cora Linn, dem schönsten und größten der Fälle, geführt wird. Linn bedeutet nämlich einen Wasserfall. Der Charakter des Thales stimmt mit dem des Esk-Thales zwischen Hawthornden und Roslin überein. Zwischen zerklüfteten Felsenufern, die mit herrlichen alten Bäumen bewachsen sind, und aus deren Spalten überall der üppigste Epheu dringt, stürzt der Fluß in drei Absätzen eine Höhe von 84 Fuß herab. Schaaren von Dohlen vereinigen ihr Gekrächz mit dem Tosen des Wassers, und beständiger Nebel schwebt über dem Kessel. Am jenseitigen Ufer geben die Ruinen von Corrie Castle zwischen Ulmen und Lärchenbäumen der Scene einen trefflichen Hintergrund. Hart am Ufer entlang führt der Weg stromauf nach dem zweiten — eigentlich ersten — Falle, Bonnington Linn, welcher nur 30 Fuß Höhe hat

und nach Cora Linn nur einen geringen Eindruck macht. Der Reisende sollte daher, wenn möglich, stets den umgekehrten Weg nehmen. Wie in Hawthornden hat auch hier die Gewalt des Elementes Höhlen und Grotten gebildet, welche, wie jene mit Robert Bruce, so mit William Wallace in sagenhafte Verbindung gebracht werden. Wallace hat nämlich seine Befreiung Schottlands in Lanark begonnen, und die Gegend ist daher voll von Erinnerungen an ihn. In einer Nische an der Stadtkirche ist seine Statue angebracht, und in Bonnington House wird außer seinem Bilde sogar ein Sessel gezeigt, dessen er sich bedient haben soll. Dazu gehört freilich ein schottischer Glaube!

Unterhalb Lanark bildet der Clyde noch einen dritten 76 Fuß hohen Fall, Stonebyres Linn, welcher von Manchen den oberen Fällen vorgezogen wird. Ich leistete jedoch Verzicht und kehrte nach Lanark zurück, wo ich sogleich am Bahnhofe ausstieg. Leider fand ich wiederum eine erbärmliche Station ohne jede Bequemlichkeit. Im Wartezimmer gab es nicht einmal Stühle, sondern nur an den Wänden befestigte Bänke, so daß ich mich bis zum Abgang des Zuges wieder in eine nahe Taverne flüchten mußte. In einer Stadt von 5000 Einwohnern ist ein Deutscher gewohnt etwas besseres zu erwarten.

XVI.

Zur Charakteristik des Volkes. Häusliches und geselliges Leben.

Dem Auslande gegenüber erscheinen die Schotten, noch mehr als die Irländer, als ein unlöslicher Theil der großen englischen Nation und gelten im übrigen Europa schlechtweg als Engländer. Die Grundlagen, auf denen jedes Volksthum beruht, Sprache, Literatur, Religion, Sitte und bürgerliche Verfassung, sind in der That beiden gemeinsam, so daß es schwer zu sagen ist, ob und in wie weit die Schotten eine eigene Volksthümlichkeit in Anspruch nehmen können. Allein wenn man seinen Standpunkt im Lande selbst nimmt, so ergeben sich doch so mannichfache und nicht unbedeutende Verschiedenheiten, daß es unrecht sein würde, die Schotten ohne Weiteres mit den eigentlichen Engländern als ein und dasselbe Volk zu betrachten. Schon in den Mischungsverhältnissen beider Nationalitäten zeigt sich ein wesentlicher Unterschied. In Schottland tritt nicht nur das normännische Element in

eben dem Maße zurück als das celtische in den Vordergrund gerückt ist, sondern auch der germanische Bestandtheil zeigt einen andern Charakter. Während er in England vorwiegend sächsisch ist, tritt in Schottland mehr der gothische oder scandinavische Stamm hervor. Wenn es erlaubt ist, nach Analogie der Ecclesia militans von einem Patriotismus militans zu sprechen, so ist damit der Grundzug des schottischen Nationalcharakters bezeichnet. Als ein kleines, auf seine Inselspitze beschränktes Bergvolk ohne Einfluß und Macht nach außen, dessen Gesammtzahl noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht mehr als eine Million betrug, waren die Schotten seit Jahrhunderten zur Ab- und Nothwehr gegen den übermächtigen, verschlingenden Nachbar gezwungen. Diese Nothwehr, die sich durch die ganze schottische Geschichte hindurchzieht, hat sich auch im Volkscharakter auf das entschiedenste ausgeprägt und ihm den Stempel der Streitbarkeit aufgedrückt. Mußten nicht die Schotten ihr Heimathland, ihre staatliche und kirchliche Selbständigkeit, ihre Eigenthümlichkeit in Sitte, Sprache und Literatur nur um so höher schätzen und um so leidenschaftlicher lieben, mit je größeren Anstrengungen und blutigeren Opfern sie diese Güter vor der Gewaltthat und Uebermacht des Erbfeindes aufrecht hielten? Gerade im Gegensatze zu dem Gegner, der dieses Volksthum nicht als solches anzuerkennen gewillt war, wurden die nationalen Unterscheidungslehren nur um so

schärfer betont, nur um so absichtlicher hervorgekehrt. Wie weit die politischen und kirchlichen Ansichten und Parteiungen der Schotten auch aus einander gehen mochten, in der Vertheidigung ihrer selbständigen Existenz als Volk und Reich waren stets alle Sinne einig, hier standen jederzeit alle für einen und einer für alle. Dabei konnte es nicht fehlen, daß sich eine gewisse Eigenliebe und Selbstüberschätzung im Volke entwickelte, welcher die Nationalität als Maßstab für Gut und Böse, Schön und Häßlich, Recht und Unrecht diente; denn jede Nationalität ist ihrem Wesen nach ausschließend und abstoßend.

Wir sehen in Schottland mit Einem Worte den Kampf eines untergehenden Volksthums, dessen endlicher Ausgang keinen Augenblick zweifelhaft sein kann. Je duldsamer sich die Engländer den Besonderheiten der schottischen Volksthümlichkeit gegenüber zeigen, desto schneller werden dieselben zu bloßen Provinzialismen herabsinken und endlich ganz verschwinden. Allein gerade hierin versehen es die Engländer. Je mehr namentlich seit der Union die materielle Grundlage für den schottischen Patriotismus fehlte, desto mehr mußte sich derselbe gefallen lassen, von den Engländern verspottet zu werden, und die Schotten wurden auf diese Weise stets von neuem gereizt und zum Widerstande angestachelt. Patriotismus und Nationalgefühl ohne nationale Selbständigkeit und Macht gehören freilich in das Reich der Poesie und

müssen den durchaus praktischen Engländern als Träumerei erscheinen, während sie dagegen die volle Sympathie der Deutschen in Anspruch nehmen. Der deutsche Kosmopolitismus schmiegt sich zwar an jede Nationalität an, erblickt jede über sich und hofft von jeder Nutzen und Lehre zu ziehen; jedoch hat er sich von jeher mit größerer Vorliebe in ein ohnmächtiges, poetisches, als in ein übermächtiges, prosaisches Volksthum versetzt. Wir brauchen zum Beweise nur an die Glorie zu erinnern, mit welcher unsere Poesie die Polen und Griechen umgeben hat.

Die Engländer, wie gesagt, verspotten den schottischen Patriotismus in allen seinen Aeußerungen, in seiner Schwärmerei für die Berge und Seen, die Moore und Haiden Schottlands wie für das 'moderne Athen'; in seinem Stolze auf die nationalen Erinnerungen; in seiner celtischen Tracht und den unaussprechlichen celtischen Namen; in seinem Dialekt, seinem Puritanismus und in seiner Küche. Sie ziehen die Schotten auf wegen ihrer Rechthaberei und Streitsucht, ihrer Sparsamkeit, ihrer Pfiffigkeit (canny Scotsmen) und ihrer Geschicklichkeit in der Fremde ihr Glück zu machen. Und doch bilden gerade diese Eigenschaften, auf ihr rechtes Maß zurückgeführt, den edelsten Kern des schottischen Volkscharakters. Die Schotten, schon durch die Natur ihres armen und rauhen Landes auf unermüdlichen Fleiß angewiesen, sind thätig und arbeitsam und stolz auf den Erfolg ihrer Anstrengungen.

Ich bin in Schottland nicht ein einziges Mal angebettelt worden, während in England und vorzugsweise in London die Bettler gerade denjenigen Theil der Bevölkerung ausmachen, welcher die Ausländer am meisten zu schätzen weiß. Mit dem Fleiße stehen Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit in natürlicher Verbindung. Allerdings hängt damit auch eine gewisse Nüchternheit und Kälte zusammen, und die Engländer behaupten, daß man sich selbst nach Jahren noch immer fremd unter den Schotten fühle. Wenn es gewiß ist, daß die Schotten noch mehr Zurückhaltung besitzen als die Engländer, und daß ihnen die Vertraulichkeit des deutschen Umganges gänzlich gebricht, so zeichnen sie sich dafür durch edle und reine Sitte und einen taktvollen Anstand aus, der freilich leicht in Förmlichkeit und anmuthlose Steifheit ausartet. Vertraulichkeit, sagt ein englisches Sprüchwort, erzeugt Verachtung, und wir Deutschen könnten in dieser Beziehung manches von dem Inselvolke lernen. Auch Reinlichkeit und Sauberkeit sind Begleiterinnen des schottischen Fleißes, die freilich in diesem Lande des Nebels — denn auch der Nebel schmutzt — und des Kohlenstaubes doppelt unentbehrlich sind. Der häufige Wechsel der Wäsche, welcher auf dem Festlande so oft als ein entsetzlicher Luxus der Engländer und Schotten angestaunt wird, ist nichts als eine nothwendige Folge dieser schmutzgeschwängerten Atmosphäre, welche die Damen zwingt, vorwiegend dunkle Farben zu

tragen und sich ihres Parasols, der hier vielmehr Paracoal heißen sollte, öfter gegen den Kohlenstaub als gegen die Sonne zu bedienen. Ein besonders erfreuliches Beispiel von Nettigkeit waren mir stets die zweirädrigen Karren auf den Straßen mit ihren schmucken, wohlgenährten Gäulen und blitzenden Geschirren, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe.

Um also die Schotten in ihrer Häuslichkeit und Geselligkeit kennen zu lernen, müssen wir die Reste ihrer Volksthümlichkeit, oder wem das zu viel gesagt ist, die Provinzialismen aufsuchen, durch welche sie sich — und zwar öfters vortheilhaft — von den Engländern unterscheiden. Zunächst in der Tracht. Die eigentliche celtische oder hochländische Tracht ist zwar in den gebildeten Ständen völlig außer Gebrauch gekommen — nur die Knaben gehen noch häufig im Kilt einher —, aber es haben sich wenigstens einige Einzelnheiten erhalten, wie das außerordentlich zweckmäßige Plaid, das gegenwärtig bei den Reisenden aller Nationen Anerkennung gefunden hat, die bequeme schottische Kappe, die gewürfelten Stoffe, welche die allgemeine Farblosigkeit unserer Kleidung angenehm unterbrechen, und die charaktervollen Schmucksachen für Herren und Damen, jene Broschen, Schnallen und Ringe, die mit rührender Treue den tausendjährigen celtischen Originalen nachgebildet und mit den hübschen schottischen Steinen (Cairngorms) geziert werden.

Einzelne volksthümliche Züge finden sich auch in der Einrichtung der älteren Häuser. Hier öffnet uns kein Diener oder Mädchen, sondern die Thür springt durch eine unsichtbare Vorrichtung auf. Oder wenn es unser eigenes Haus ist, so schließen wir mit einem Schlüssel auf, dessen Bart nicht senkrecht, sondern wagrecht steht und durch den die Klinke in die Höhe gehoben wird. Wir steigen dann eine steinerne Treppe hinauf, die ohne Flur oder Vorhalle uns unmittelbar ins zweite Stock zu führen pflegt, wenn nicht unser Freund das meist zu Läden u. dgl. benutzte Erdgeschoß bewohnt. Die Häuser sind nämlich nach Stockwerken (hier Flats genannt) abgetheilt, so daß in der Regel das Erdgeschoß mit dem ersten, sowie das zweite mit dem dritten Stock für sich bestehende Häuser bilden. Etwas Aehnliches soll sich hier und da auch in Hamburg finden. Ein vollständiges Haus nach unseren Begriffen hat demnach drei Thüren dicht neben einander, die linke und rechte für je eine Hälfte des Erdgeschosses nebst erstem Stock, die mittelste dagegen gemeinsam für die beiden Hälften des zweiten mit dem dritten Stockwerke, so daß das ganze Haus in vier Wohnungen oder Häuser zerfällt. Diese Flats werden sogar als selbständige Häuser verkauft, und wenn Jemand hier ein Haus besitzt, so heißt das in der Regel einen oder zwei Flats. Der Käufer muß übrigens dem ursprünglichen Eigenthümer (Overlord) außer dem Kaufpreise noch eine jährliche Abgabe von einigen

Pfunden zahlen (Feu=duty), was sich offenbar als ein Ueberbleibsel des Lehnsrechts zu erkennen giebt. Diese sonderbare Einrichtung der Stockwerk=Häuser beruht auf der Abneigung der Engländer und Schotten mit Fremden unter demselben Dache zu wohnen. Jede Familie will ihr abgeschlossenes Wohnhaus haben, und verabscheut die kasernenartige Zusammenstopfung zahlreicher Familien in einem und demselben Hause, wie sie auf dem Festlande üblich ist. Die englische Einrichtung der kleinen, wo möglich freistehenden Häuser für jede Familie findet daher auch in Schottland immer mehr Anklang und Nachahmung; man nennt solche Häuser hier 'self=contained houses'. Im Uebrigen gleicht die häusliche Einrichtung der Schotten durchaus der englischen. Wir finden in den Zimmern dieselben Teppiche, deren Mangel den Engländern und Schotten als ein sicheres Kennzeichen eines ärmlichen und nur halb gebildeten Volkes zu gelten pflegt, dieselben Kamine, Fenster und Wandschränke, dieselben quadratischen Himmelbetten. Der sogenannte Comfort, auf welchen Engländer und Schotten so stolz sind, ist übrigens ein Vorrecht der höheren Gesellschaftsklassen, während in den mittleren und unteren Schichten sich oft das gerade Gegentheil findet, und die Zimmer meistens ein kahles und frostiges Aussehen haben. Das rührt hauptsächlich von der Einfachheit und geringen Zahl der Zimmergeräthe her, indem sich in den Wohnzimmern des Bürgerstandes z. B.

weder Schränke noch Schreib- oder Nähtische finden. Der Blumenschmuck der Fenster, der uns Deutschen so lieb und unentbehrlich ist, wird gänzlich vermißt.

Daß die schottische Küche reich an volksthümlichen Besonderheiten ist, kann uns nicht Wunder nehmen; besitzen doch auch in allen übrigen Ländern die einzelnen Provinzen ihre eigenthümliche Kochkunst. Es kann nicht unser Zweck sein, die schottischen Lieblingsgerichte zu beschreiben: die ärmlichen Haferkuchen, nach denen Schottland spottweise das 'Kuchenland' (Land of Cakes) genannt wird, die Suppen (Hotchpotch, der französische Hoche-pot, und Broth and Kale), die sich hier einer größeren Beliebtheit erfreuen als in England; den Schafskopf, der kalt am besten schmecken soll; den gefüllten Schafsmagen (Haggis), oder den beißenden indischen Currie, womit fast alle Speisen gewürzt werden. Allein es giebt einen bereits oben angedeuteten Charakterzug der schottischen Küche von viel tieferer Bedeutung, das ist der Einfluß der Theologie. Das mag übertrieben klingen, ist es aber keineswegs. Die Schotten, namentlich die Hochländer, sind nämlich noch immer abgesagte Feinde des Schweines. Warum? Zunächst weil Moses den Genuß des Schweinefleisches verboten hat, zweitens aber, weil der von Jesus ausgetriebene unsaubere Geist in die Säue fuhr. Schon zu den Zeiten der Gränzerkämpfe mit den Engländern wurde es als eine außergewöhnliche Raubsucht angesehen, wenn

sich die Gränzer herabließen, auch diese unreinen Thiere als Beute fortzuschleppen. Von Jakob VI. erzählt Ben Jonson ausdrücklich, daß er nichts vom Schweine liebte. Die Beobachtung der alt-testamentlichen Speisegesetze geht aber noch weiter, indem die Schotten (wie auch die Engländer) keinerlei rohes Fleisch genießen, das nach ihrer Ansicht keine für einen Christenmenschen passende Nahrung ist. Den Juden war es bekanntlich streng verboten, Blut zu essen, und dieses Verbot wird im neuen Testament wiederholt. Denn mit Blut wurden ja die Bündnisse der Heiden besiegelt, und Blut essen war ein heidnischer Greuel; das Blut hielt man für den Sitz der Seele; das Blut ist endlich das Lösegeld für die Sünde. Moses sagt: Esset das Fleisch nicht, das noch lebet in seinem Blute, d. h. so lange es noch roh ist, und im dritten Buch Mosis wird wiederholt eingeschärft: Das sei eine ewige Sitte, daß ihr kein Fett noch Blut esset. Das Fett sehen die Schotten gegenwärtig im Oel verkörpert, das ihnen deshalb zuwider ist. Auf diese Weise sind viele gesunde und wohlschmeckende Gerichte von der schottischen Tafel ausgeschlossen, und es läßt sich danach ermessen, wie sehr die Schotten unsere deutschen Würste verabscheuen müssen, welche nicht nur vom Schweine herrühren, sondern großentheils aus Fett und Blut bestehen. Nur Austern werden roh gegessen, weil sie kein Blut haben; aber auch sie kommen sehr häufig in irgend einer Gestalt gekocht auf den Tisch.

Die schottische wie die englische Küche hat überhaupt einen dorischen, um nicht zu sagen cyclopischen Charakter, während die französische dem ionischen und die deutsche dem attischen Style entspricht. Den Engländern und Schotten kommt es nur auf die Nahrhaftigkeit und Güte der Stoffe, den Franzosen dagegen nur auf die schmackhafte und verfeinerte Zubereitung an. Die höheren Stände sind jetzt freilich auch hier der Einförmigkeit ihres Roastbeefs überdrüssig geworden und halten sich meist französische Köche. Namentlich auf den Herrensitzen herrscht ein großer Luxus in Küche und Keller, während die bürgerlichen Stände oft mit Mahlzeiten vorlieb nehmen, welche nach deutschen Begriffen kaum den Namen eines Mittagbrotes verdienen. Im Ganzen genommen haben die Schotten, wie alle Nordländer, die Freuden der Tafel von jeher um so mehr geliebt, als ihnen andere, geistigere Genüsse wie Theater, Musik und Tanz nur in sehr beschränktem Maße zu Gebote standen, oder vom Presbyterianismus in die Acht erklärt wurden. Gastmähler bilden hier den Mittelpunkt der Geselligkeit, und man muß es den Schotten zum Ruhme nachsagen, daß sie im besten Sinne außerordentlich gastfrei sind. Die gewöhnliche Tafelstunde ist sechs Uhr. Die Geschäfte des Tages sind alsdann beendet, und da man Theater oder Concerte nicht besucht, so hat man vollkommen Muße sich dem Mahle zu widmen. Man ißt und trinkt reichlich, zwar unter

Beobachtung strengster Etikette, aber man liebt dabei eine ungezwungene und geistreiche Unterhaltung. Bilden doch die sorgfältig aufgezeichneten Tischgespräche (Table-Talks) berühmter Männer einen förmlichen Zweig in der englischen Literatur! Es ist bekannt, daß die Damen nach Tische sich zurückziehen, während die Herren bei der Flasche und dem Naschwerk sitzen bleiben. Einer schiebt dem andern die krystallenen Karaffen mit Sherry, Portwein und Burgunder zu, und jetzt ist die Zeit für ernste und heitere Trinksprüche. Etwa um neun Uhr vereinigt man sich im Gesellschaftszimmer wieder mit den Damen, die unterdessen den Thee und Kaffee bereitet haben. Von einem Abendbrot ist natürlich nicht die Rede. Den Beschluß des Tages macht endlich nach dem Thee der berühmte Whisky-Punsch (Toddy), den einzelne Herren schon beim Nachtisch dem Weine vorziehen. Ohne Toddy ist der Schotte kein Schotte. Der Toddy ist nicht nur eine kastalische Quelle der schottischen Dichter, sondern auch die wahre schottische Panacee. Er heilt Kopf-, Zahn-, Brust-, Magen-, und andere Schmerzen. Man bereitet und genießt ihn daher mit wahrer Andacht; in großen Tummlern wird er regelrecht gemischt und dann mit zierlichen, ausschließlich zu diesem Behufe dienenden Schöpflöffeln in die kleinen Likörgläser geschöpft, aus denen er unabänderlich getrunken wird. Es läßt sich nicht leugnen, daß sowohl die schwere Kost als auch die feuchte oceanische Luft

hier den Genuß geistiger Getränke mehr zum Bedürfniß machen, als auf dem Festlande oder in südlichen Klimaten, und es ist eben so gewiß, daß dieses Bedürfniß kaum auf eine angenehmere Weise befriedigt werden kann, als durch den Toddy.

Was von den Vergnügungen der Engländer öfter gesagt worden ist, daß sie meistens einen ernsten, lehrhaften Charakter haben, gilt von denen der Schotten noch in erhöhetem Maße. Sie sind im Grunde nicht sowohl Vergnügungen, als ein Minimum von Wissenschaft, Studium oder Geschäft. Der Engländer und Schotte verlangt überall etwas Wirkliches, Thatsächliches; er will überall geistig beschäftigt und wo möglich belehrt sein. Seine Belustigungen sind daher nichts weniger als lustig; sie entspringen alle aus dem Kopfe, nie aus dem Herzen oder gar dem Blute. Da ist keine Spur von der sinnlichen Ausgelassenheit der romanischen oder slavischen Völker, wie sie sich in ihren Tänzen ausspricht, oder von dem harmlosen Zeitvertreibe der Deutschen, welcher, wie Goethe von der geselligen Unterhaltung verlangt, wenig mehr als nichts ist. Wir sind bekanntlich das Volk der Denker par excellence; wenn wir spielen, wollen wir uns unserer Gedanken entschlagen und von der Geistesarbeit ausruhen. Engländer und Schotten denken und grübeln weniger und haben daher auch zu ihren Spielen noch Denkkraft und Denklust übrig. Sie stürzen sich nicht aus der Gedankenüberfruchtung in die

Gedankenlosigkeit. So erklärt es sich, daß das gedankenschwere Schach ein Lieblingsspiel der Engländer und Schotten ist; so geht es zu, daß beide leidenschaftliche Liebhaber von Vorlesungen und von allen Arten belehrender Schaustellungen sind. Die durch Vorträge erläuterten Panoramen vom heiligen Lande, von Aegypten, vom Landwege nach Kalifornien, vom Montblanc u. dergl. sind überall der günstigsten und dauerndsten Aufnahme gewiß. Gegenwärtig sind die Photographie, welche von Vielen aus Liebhaberei betrieben wird, und das Stereoskop, für dessen Ausbildung und Bereicherung sogar eigene Zeitschriften bestehen, an der Tagesordnung.

Auch die auf körperliche Uebung abzielenden Spiele und der sogenannte Sport sind von diesem Grundcharakter nicht frei. Die ersteren, unter denen Cricket und das national-schottische Golf obenan stehen, werden in eigenen Klubs ausgebildet und mit wissenschaftlichem Ernst gepflegt, während der in Schottland weniger leidenschaftlich betriebene Sport eine vergnügliche Praxis der Pferde- und Hundewissenschaft ist. So erklärt es sich auch, warum die Musik, welche sich nicht an den Verstand, sondern an das Gefühl wendet, in England und Schottland nicht gedeihen will. Das halbträumerische Behagen und Entzücken, die Gefühlsschwelgerei, womit wir die Musik genießen, wird den Engländern immer fremd und unbegreiflich bleiben. Die Schotten sind durch ihren Puritanismus sogar um ihre

liebliche Volksmusik gekommen und gegenwärtig noch unmusikalischer als selbst die Engländer. Was endlich unsere deutschen Spiele um Geld betrifft, so erscheinen sie den ächten Presbyterianern geradezu als sündhaft, da dieselben keinen Unterschied finden zwischen dem Pharao, wo es sich um Haufen Goldes, und dem unschuldigen Whist oder dem stärkenden Billard, wo es sich um einige Kupfermünzen handelt.

Unter allen Vergnügungen eines Volkes steht das Theater vielleicht oben an und verdient daher eine ausführlichere Besprechung. So viel ist auf den ersten Anblick klar, daß dem schottischen Puritanismus gegenüber das Theater natürlich eine sehr untergeordnete, um nicht zu sagen verachtete Stellung einnehmen muß. Die Anfänge der schottischen Bühne, die lediglich ein Sprößling der englischen ist, sind in ein Dunkel gehüllt, das erst um die Zeit Jakobs VI. durch das Licht geschichtlicher Nachrichten aufgehellt wird. Damals kamen, hauptsächlich zur Belustigung des Hofes, einige Gesellschaften Schauspieler von London nach Edinburg, darunter auch Shakespeare's Gesellschaft (1599). Ob sich der große Barde und Schauspieler selbst dabei befand, läßt sich ebenso wenig beweisen, als ableugnen. Die Schotten möchten ihrem Vaterlande gern diese Ehre zuwenden und haben sogar die Vermuthung aufgestellt, daß Shakespeare das Schloß Macbeths aus eigener Anschauung geschildert habe. Schon damals pre-

digte die schottische Geistlichkeit gegen das Theater und bedrohte den Besuch desselben mit ihren Kirchenstrafen. Der König jedoch, der dies als eine Vernichtung seiner den Schauspielern ertheilten Erlaubniß ansah, zwang sie ihr Verbot zurückzunehmen, und zum großen Aerger der Geistlichen strömte das Volk sofort ins Theater. Von dem Augenblicke an, wo Jakob sein mütterliches Reich verließ (1603), entbehrte aller Wahrscheinlichkeit nach die schottische Hauptstadt der theatralischen Vorstellungen bis zum Jahre 1680, wo sein Enkel, der Herzog von York, nachmals Jakob II., seine Residenz in Holyrood aufschlug. Dieser entfaltete hier alle Künste und Verführungen des lange vermißten Hoflebens, um die Neigung der Schotten wieder zu gewinnen und sie den politischen und kirchlichen Ansichten seiner Familie günstig zu stimmen, und wurde dabei von der Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin, Maria von Modena, und seiner Tochter erster Ehe, der nachmaligen Königin Anna, auf's Beste unterstützt. So wurde das verödete Holyrood wiederum der Schauplatz der heitersten aristokratischen Geselligkeit. Beiläufig wird berichtet, daß bei dieser Gelegenheit zuerst in Schottland der Thee eingeführt wurde, welcher gegenwärtig so sehr in Fleisch und Blut der Engländer und Schotten übergegangen ist, daß selbst die für die Kranken bereitete Fleischbrühe mit dem Namen Rindfleisch-Thee (Beef-Tea) bezeichnet wird. Das Volk ließ sich jedoch nicht bestechen, denn es wußte

wohl, daß hinter dieser heitern Maske der Absolutismus und Katholizismus lauerten und verharrte trotz aller Verlockungen bei seinem fest beschworenen Covenant. Auch das Theater brachte der Herzog aus dem gebildeteren und fröhlicheren England wieder mit. Er ließ nicht nur im Palaste selbst die damals beliebten Maskenspiele aufführen, sondern errichtete auch eine kleine Bühne im sogenannten Ballhause (Tennis-Court). Die aus England verschriebenen Schauspieler waren, wenn wir den englischen Nachrichten trauen dürfen, der Ausschuß einer in Oxford spielenden Gesellschaft, und Dryden hat sie in einem Prologe, in welchem der Rest der Truppe dem Oxforder Publikum diese Verminderung ihres Bestandes kundthat, mit dem bittersten Spotte gegeißelt und dabei die gehörige Lauge über die schottische Armuth und Unbildung ausgegossen. 'Unsere Brüder, heißt es da, sind von der Themse über den Tweed gezogen, und die gutmüthigsten unserer Schwestern sind nach Edinburg gegangen, gefahren und gekarrt, wo sie für eine schottische halbe Krone, die bei uns nur drei Pence werth ist, die ganze Nacht hindurch spielen. Eine Nymphe, gegen welche der fette Sir John Falstaff mager war, füllt dort ganz allein mit ihrer Person die Bühne aus; eine andere, längst veraltete und verbrauchte, starb hier als alte Frau und steht dort als Mädchen wieder auf. Der hier einst unser biederer Thürsteher war, stolzirt dort mit heroischen Versen einher. Ein Kapaunenschwanz dient als

Federschmuck für einen indianischen Kaiser, dessen Unterthanen als richtige Indianer nackt gehen. Ein Spitzenkragen möchte dort ein gefährliches Ding sein und vielleicht eine neue Revolution zu Wege bringen, denn der Schotte, der ihn trüge, würde ohne Zweifel zum Könige gewählt!'

So armselig war also diese nach Edinburg übergesiedelte Truppe, und doch scheint sich das Theater im Ballhause bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehalten zu haben. Dann kam die Periode der wandernden Gesellschaften. Zuerst eine italienische Signora Violante mit ihrer Truppe und nach ihr ein Mr. Alston, gegen den die Geistlichkeit von neuem donnerte, und den sie sogar gerichtlich verfolgte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand ein neues Theater in Tailors' Hall in Cowgate und ein anderes in Canongate. Das letztere soll einmal der Schauplatz eines sehr ergötzlichen Auftrittes gewesen sein. Unter den Schauspielern waren nämlich Zwistigkeiten ausgebrochen, bei denen das Publikum Partei nahm, und namentlich Studenten und Advokaten sich feindlich gegenüberstanden. Eines Abends kam es bei der Vorstellung des Hamlet zu so ernsten Thätlichkeiten, daß selbst das Haus nicht verschont wurde. Es blieb nichts übrig, als die Stadtwache herbeizuholen, welche, entsetzt über den nie gesehenen Anblick dieser flimmernden Teufelshöhle, auf den Brettern von einem ärgeren Lampen- oder Kanonenfieber befallen wurde, als selbst im Kugelregen bei

Blenheim. Da entriß der Hauptmann dem Nächsten seine Muskete und in einer Stellung, die dem Orte Ehre machte, rief er aus: 'Jetzt Burschen folgt mir!' Aber kaum war das Wort gesprochen, als die Versenkung, auf der er stand, nachgab, und er wie durch höllische Zauberkunst in die Unterwelt hinabfuhr. Das war der ehrsamen Stadtwache zu viel; sie floh und überließ es dem Satan, die Ordnung in diesem seinem Wohnsitze selbst wiederherzustellen. Als sich der Hauptmann ziemlich kleinlaut wieder im Hauptquartier einfand, empfingen ihn seine Leute wie einen Geist aus der andern Welt und konnten erst durch einige kräftige Flüche in der lieben gälischen Muttersprache überzeugt werden, daß er ihnen leibhaftig wiedergegeben sei.

So vollkommen wir nun auch den Abscheu der Covenanter gegen das damalige Theater als ein Anhängsel politischer und kirchlicher Tyrannei wie höfischer Verderbtheit begreifen und würdigen mögen, so ist doch gegenwärtig die Sachlage eine vollständig andere. Der Presbyterianismus hat seine politische Bedeutung verloren, und das Theater steht nicht mehr im Dienste eines absolutistischen und sittenlosen Hofes, sondern hat sich als wesentliches Moment der Nationalbildung eine in literarischer, künstlerischer und bürgerlicher Hinsicht geachtete Stellung erworben. Wer jetzt das Theater als unsittlich und irreligiös verdammt, spricht sich selbst das Urtheil und schließt sich damit nicht allein von einer reichen Quelle geistigen Genusses, sondern

von einem der bedeutsamsten Bildungsmittel aus. Ein gebildetes Volk ohne Theater ist heutzutage nicht mehr denkbar, und es muß daher als ein wirklicher Mangel erscheinen, daß Edinburg kein seiner würdiges Theater besitzt. Queen's Theatre, das von den beiden Theatern das bessere sein soll, habe ich allerdings nicht gesehen, da es eben geschlossen war. Da es aber unter derselben Direktion wie das Royal-Theatre steht, so läßt sich von diesem auf jenes ein nicht ungerechtfertigter Schluß ziehen. Das Royal Theatre ist nämlich nicht viel besser, als ein Vorstadt-Theater; das Innere ist häßlich und schmutzig, die Bühne klein, und die Truppe, abgesehen von den von Zeit zu Zeit gastirenden 'Sternen', unbedeutend. Eine zweckmäßige Einrichtung scheint es, daß, wie bei allen englischen Schauspielhäusern, zu jedem Platze ein gesonderter Eingang führt, wodurch bei möglichen Unglücksfällen ein übermäßiges Gedränge verhindert wird. Die Logen sind sehr vornehm, wenigstens sehr geputzt, und das Paradies, hier richtiger die Hölle, sehr gemein. In den Zwischenakten drängen sich Frauen und Jungen durch die engen Bänke, die aus großen Körben allerhand 'Spices' verkaufen, denn an einen Besuch des Büffets in der Vorhalle darf man nicht denken, da es keine numerirten Sitze im Parterre giebt, und jeder sich Entfernende sofort seinen Platz verlieren würde. Die Bühne ist mit dem üblichen rothen oder grünen Teppich bedeckt, und der Abschluß derselben wird nicht wie bei uns

durch eine Gardine, sondern durch zwei zusammengeschobene Kulissen gebildet, so daß ein Auftreten aus dem Hintergrunde unmöglich ist.

Das Stück, welches ich sah, waren Sheridan's Rivals, und ich kann nicht leugnen, daß mich die Darstellung im Ganzen außerordentlich befriedigte. Namentlich zeichneten sich die Darsteller der beiden Hauptrollen Sir Anthony Absolute und Mrs. Malaprop aus; sie waren beide Londoner Gäste. Die Engländer sind auf der Bühne viel natürlicher als im Leben; da hört das Joch der Etikette auf, und der Naturalismus tritt bisweilen sogar mit einer Derbheit auf, welche vom Standpunkte der Aesthetik aus gemißbilligt werden muß. Uebrigens spielt auch auf der englischen Bühne die Ueberlieferung eine viel größere Rolle als bei uns, und bei genauer Untersuchung möchte sich gewiß die Auffassung mancher Hauptrolle nebst andern charakteristischen Eigenthümlichkeiten bis auf die Elisabethanische Zeit zurückführen lassen. Es zeigt sich immer wieder jene ununterbrochene Stetigkeit des Daseins, auf welche wir schon wiederholt hingewiesen haben. Hier ist alles conservativ und die Bühne nicht am wenigsten.

Auf das Lustspiel folgte ein musikalisch-deklamatorisches Potpourri, das selbst auf einem deutschen Sommer-Theater ausgepfiffen worden wäre und mich schleunig nach Hause trieb.

Charakteristisch schottisch war es, daß ich das Stück

selbst, welches ich bei dieser Gelegenheit in meinem Gedächtniß aufzufrischen wünschte, in keiner Leihbibliothek erhalten konnte. Die vornehmste und reichhaltigste gab meinem Boten auf einem Zettel die bezeichnende Antwort mit: 'Einige Buchhändler in der Nähe von Leith Walk — in dieser keineswegs respektabeln Gegend befinden sich nämlich die Theater — werden es wahrscheinlich haben. Es ist in einer Sixpenny-Serie von Schauspielen erschienen.' Das hieß mit andern Worten: wie kann man so wenig respektabel sein, aus einer respektabeln Leihbibliothek ein Theaterstück zu verlangen!? Wenn aber die Rivals, eine klassische Perle in der dramatischen Literatur Englands, bei den Presbyterianern in keinem höhern Ansehen stehen, was halten sie dann von den Schauspielen zweiten und dritten Ranges?

XVII.

Rückreise.

Ein willkommener Zufall fügte es, daß mich derselbe Dunedin, der mich nach Schottland geführt, auch nach der Heimath zurücktragen sollte. Wie der schwedische Hauptmann die Thekla, so hatte er mich in meinem Schmerz (will sagen in meiner Seekrankheit) gesehen und mir ein fühlend Herz gezeigt. Denn ein Schiff hat ein Herz, und es ist einer der schönsten Züge der englischen Sprache, daß sie das Schiff zu einem weiblichen Wesen gemacht hat. Ich fühlte mich daher heimisch an Bord; Kapitän und Maat erschienen mir noch einmal so brav und die Kajüte noch einmal so traulich. Nachdem wir unsere Ladung eingenommen, wurden wir, allerdings ein paar Stunden nach der bestimmten Zeit, aus dem Dock hinaus gezogen. Am äußersten Ende der Hafenbrücke winkten uns die Freunde, die uns an Bord begleitet, ein letztes Lebewohl zu, und so dampften wir bei leidlichem Wetter und mit der Aussicht

auf eine günstige Fahrt in den Forth hinaus. Das Londoner Boot, das mit zahlreichen Deckpassagieren unmittelbar vor uns hinausgegangen war, ließ uns bald weit hinter sich zurück. Die räucherige Dreifelsenstadt, der stolze Arthurssitz und die niedliche Insel Inchkeith entschwanden allmählich unsern Augen, und es dauerte nicht lange, bis wir gegen Abend zwischen dem Baß-Rock und den mächtigen Ruinen von Tantallon Castle hindurch steuerten. Der Baß-Rock mit seinen Zehntausenden weißer Seevögel — man sieht sie wie eine weiße Wand bei hellem Wetter mit unbewaffneten Augen vom Arthurssitze aus — ließ sich diesmal in unmittelbarer Nähe betrachten. Der größte Theil seiner geflügelten Bewohner gehört zu der zarten Familie der Tölpel (Sula alba oder Bassana), die hier ihren südlichsten Brüteplatz hat. Früher machten sich die vorüberfahrenden Schiffe bisweilen das Vergnügen, sie durch einen Schuß aufzuscheuchen, allein das ist vom jetzigen Besitzer, Sir Hew Dalrymple, verboten worden. Lange Zeit hindurch gehörte der Baß der Familie Lauder, die bereits an der Seite Wallace's für Schottlands Befreiung kämpfte, und hier eine Burg erbauete, deren Trümmer noch vorhanden sind. Im Jahre 1671 wurde der Felsen für 4000 Pfund St. an Karl II. verkauft, der ihn in eine königliche Festung und ein Staatsgefängniß umwandelte, wo namentlich die Häupter des Covenants gefangen gehalten wurden. Der Baß hat eine Höhe von 400 Fuß

und eine englische Meile im Umfang. Auf der Spitze sprudelt eine Quelle aus dem Felsen; auch ist etwas Weide vorhanden, so daß einige Schafe hier Nahrung finden.

Tantallon Castle, das Scott im Marmion beschrieben hat, war lange Zeit eine Haupt-Veste der Douglas. Jakob V. belagerte es in eigener Person, zu welchem Ende er sich vom Herzog von Albany, dem Besitzer von Dunbar, das nöthige Geschütz borgte und ihm dafür drei Lords verpfändete. Allein er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen und konnte sich nur durch Unterhandlung in den Besitz der unbezwinglichen Burg setzen. Der gegenwärtige Besitzer ist der genannte Sir Hew Dalrymple, dessen Vorfahren sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vom Marquis, nachmaligem Herzog von Douglas erkauften.

Am Ausgange des Forth versetzte eine merkbare Grundschwellung unser Schiff in stärkeres Schwanken, und die eintretende Nacht trieb einen Passagier nach dem andern in die Kajüte. Die auf dem Meere lagernde Nacht ist eine der erhabensten Naturerscheinungen, deren mächtiger Eindruck noch durch das feierliche Schweigen erhöhet wird, mit dem das Schiff seinen einsamen Kurs verfolgt. Stumm steht der unermüdliche Mann am Rade, stumm schreitet die Wacht auf und nieder, sogar die bei Tage trällernde Mary, die Stewardeß, ist verstummt, und nur das einförmige Keuchen der Maschine und der helle Ton der Schiffsglocke am Ende jeder Wache unterbrechen die Stille.

Am Nachmittage des zweiten Tages bekamen wir Helgoland in Sicht und fuhren ungefähr eine Meile südlich daran vorbei, so daß wir Leuchtthurm, Felsenkante und Düne deutlich unterscheiden konnten. Bisweilen legen die Edinburger Dampfer ihren Kurs auch so, daß sie nördlich um die Insel herum fahren. Die Wellen werden hier schon kürzer, die Farbe des Meeres verändert sich, und man merkt an allem, daß man sich dem Lande nähert. Prachtvoll war der Anblick der zahllosen Segel, welche alle der Mündung der Elbe zusteuerten. Rothe Wachtschiffe, Baken und Lootsenboote vollendeten das Bild des regsten Seelebens. Dann sahen wir Scharhörn, dann Neuwerk, und dann legten wir in der Abenddämmerung bei Kuxhafen an. Trotzdem der Kapitän durch den an Bord gekommenen Lootsen von der Verantwortlichkeit für das Schiff befreit war, zeigte er dabei eine fast ängstliche Vorsicht. Die Einfahrt ist allerdings wol nicht ohne Gefahr und kann wegen der beiden weiter oberhalb im Flusse befindlichen Barren nur bei der Flut bewerkstelligt werden. Gäbe es nun eine Eisenbahn von Kuxhafen nach Hamburg, so würde uns unser Kapitän ans Land gesetzt haben, wir hätten noch denselben Abend Hamburg erreicht und am andern Morgen die Frühzüge zur Weiterreise benutzen können. In England wäre eine solche Bahn schon längst vorhanden. In Deutschland gehört dazu freilich die Einigung mehrerer selbständiger Staaten; allein dasselbe ist in

Amerika der Fall und zeigt sich dort keineswegs als ein Hinderniß großer gewerblicher und Handels = Unternehmungen.

Wir mußten also die Nacht vor Kuxhafen liegen bleiben, ein Uebelstand, der wenigstens die Annehmlichkeit im Gefolge hatte, daß wir am andern Morgen, — es war am 10. Mai — beim herrlichsten Sonnenaufgange den Fluß hinauffuhren. Die Ufer sind freilich flach und reizlos bis gegen Blankenese hin. Hier aber prangten die Hügel im frischesten Grün, aus welchem uns die Nachtigallen ihr Willkommen im Vaterlande entgegen sangen. Hier empfing mich der Frühling, den ich zu genießen ausgezogen war. Die Scene wurde immer belebter. Reizende Landhäuser bilden am Ufer entlang eine glänzende Reihe bis nach Altona hin, wo sie von Speichern und Werften abgelöst werden. Mehrere große Dampfer machten sich hier eben reisefertig, und wir mußten uns langsam durch das Gewühl von Schiffen hindurchdrängen, bis wir gegen 10 Uhr Morgens im Jonashafen wohlbehalten ans Land stiegen.

Berichtigung zu Seite 73.

Mariens sterbliche Ueberreste wurden in der Kathedrale zu Peterborough beigesetzt, von wo sie ihr Sohn nach der Westminster Abtei bringen ließ. Hier ruhen sie in der Kapelle Heinrichs VII. neben denen Elisabeths und Jakobs VI.

Dessau, Druck von Gebrüder Katz.





